DER III WELTKRIEG

BEWAFFNETE KONFLIKTE SEIT 1945

NR. 75

Atombombe auf Moskau?

Betrug der Briten

Frankreich in der Falle

UM MITTER-NACHT DIE FREIHEIT

DM 3,50 / ÖS. 28.– / sfr. 4.–

Ehrlicher Geschichtsunterricht

Leserbriefe zur Sammeldokumentation

Lob und Tadel . . .

Betr.: Ihr Bericht „Der große Manitou" – Nr. 72: Mit großer Freude haben wir den genannten Report von Wolf Heckmann zur Kenntnis genommen. Wir sind von der gelungenen Aufmachung und dem sachlich hervorragenden Bericht begeistert.
Aus diesem Grunde möchten wir uns bei Ihnen herzlich bedanken. Vielleicht haben Sie alle Gelegenheit, im Jahre 1977 unserer Welturaufführung „Der schwarze Mustang" in unserem Freilichttheater beizuwohnen. Bereits heute sind Sie dazu herzlich eingeladen. Lassen Sie bitte zu gegebener Zeit etwas von sich hören. Die Spielzeit ist vorgesehen vom 9. 7. – 27. 8. 1977.
Nochmals herzlichen Dank und freundliche Grüße aus der Karl-May-Stadt Bad Segeberg.

Karl-May-Spiele, Bad Segeberg
i. A. Valentin

. . . für Karl May

Seit nunmehr 2 Jahren lese ich Ihre Dokumentation das III. Reich und die Nachfolgeserie „Bewaffnete Konflikte nach 1945" (der III. Weltkrieg) interessiert, da ich der Meinung bin, daß gerade die jüngere Generation über die geschichtlichen Ereignisse informiert werden muß. Nun, in Heft 72 war ich doch ziemlich erstaunt, daß Sie den Ereignissen am 17. Juni 1953 im Verhältnis zu Ihrem „Karl-May-Bericht" zu wenig Platz einräumten, obwohl die politische Tragweite der beiden Berichte zweifelsohne in keiner Relation steht zu dem ihnen zugewendeten Platz: Der 17. Juni wäre es wert, ausführlicher und genauer beschrieben zu werden, während ich den Kulturreport über Karl May dagegen als bedeutungslos betrachte.

Roland Seifert, Berlin 27

Feisal vom Irak, ermordet 1958 . . .

Für Kriegsberichte ja – aber . . .

Ich gehöre zu den Leuten, die es begrüßen, daß Sie die Annalen des manchmal heimlichen und immer unheimlichen Dritten Weltkriegs aufblättern – dafür gebührt Ihnen höchste Anerkennung. Es geht nicht an, daß wir die Köpfe in den weichen Sand unserer Wohlfahrtsländer stecken und uns allenfalls belästigt fühlen, wenn das Fernsehen uns Bilder des grauenhaften Geschehens in die gute Stube bringt. Diese Welt ist zu klein geworden, als daß man Verbrecherisches und Tragisches in ihr ignorieren darf, bis die Raketen im eignen Rosengärtchen explodieren – die Menschheit hat inzwischen eine gemeinsame Geschichte; zu vermitteln, was in ihr geschieht, ob gut oder schlecht, behaglich oder grauenhaft, ist unerläßlich. Dies und die Zusammenhänge zu beschreiben, ist ehrlicher Geschichtsunterricht. ABER:
Zu dieser Aufgabe gehört eine gemäße und würdige Sprache. Wenn ich aber die entsetzliche Sprach- und Lautmalerei in „Hussein gibt auf" (Heft 69) lese, bin ich an Autoren wie Beumelburg, Dwinger und Ettighoffer erinnert, die unter dem Vorwand, Kriegsgeschichte zu schreiben, das Grauen zum größten Erlebnis der Tapferen umstilisierten. So jedenfalls wirkt es, wenn „die alten Sherman-Panzer klirrten", wenn „die zurückgehenden Jordanier . . .ihren Weg mit Minen gepflastert" haben, dann „krachten Handgranaten, bellten Maschinenpistolen." „Männer . . . stürzen unter dem Röhren und Kreischen der stählernen Raubvögel." Ähnlich ging es bei Nablus zu, „wo Panzerkanonen krachten und Maschinengewehre meckerten . . . als im Osten Motoren dröhnten und (schon wieder) Ketten klirrten." Wenig später wurden „die Kolonnen aus dem Irak . . .aufgespürt und noch am Montag völlig zusammengeschlagen." Mitten in dem ganzen Inferno fast eine Idylle: Dem Tod Entronnene „zogen sich Zivilkleider an und versuchten, sich zum Gaza-Streifen oder zum Kanal durchzumogeln." Niedlich – oder?

G. Grohne, Panzergrenadier a. D., Frankfurt

. . . und von Saudi Arabien, ermordet 1975

Verwechslung in Nr. 71

Bei dem Foto in Heft 71, Seite 274, handelt es sich **nicht** um Feisal von Saudi-Arabien!
Es ist König Feisal (Faisal) von Irak. Er wurde 1958 ermordet. Ansonsten ist die Serie sehr gut!

D. E. Otto jun., Trier

Leser D. E. Otto hat recht – d. Redaktion.

INHALT

Gilbert Ziebura: Todesstoß für die IV. Republik: die Kolonien	407
Erich Winhold: Ein Schlachtfeld wird abgesteckt – Indochina, 5. Folge	408
Karlludwig Opitz: Die Helden auf dem Altenteil – Fremdenlegion, 3. Folge	418
„Tiens, voilà du boudin" – Fremdenlegionärs Blutwurst-Marsch	422
Johannes Sandler: Um Mitternacht die Freiheit – Indien, 3. Folge	423
Der Storch und der Windhund – MS 500/501 und Panzerspähwagen M 8	428
Igor Sentjurc: Gebt uns Erez Israel – Zionismus, 4. Folge	430
Ein Unpolitischer macht Weltpolitik – Baron Edmond de Rothschild	433
Jahrgang – Ereignisse der Zeit (Olympia 1952) im Spiegel der Presse	435
Chronik – Mai bis August 1952	439
Harald Steffahn: Kreuzzug gegen den Tyrannen – III. Weltkrieg, 1951 gesehen	440
Eichmann in Jerusalem – 10. Folge	446
Lexikon der bewaffneten Konflikte – Hué-Irak	448

Zu unserem Titelbild:
Illustration aus einer Broschüre von 1951 über den Dritten Weltkrieg: US-Soldat vor der russischen Landkarte. Hauptquartier der Besatzungsarmee in Moskau

Die Sammeldokumentation DRITTER WELTKRIEG erscheint 14täglich in der Jahr-Verlag KG, 2000 Hamburg 1, Burchardstraße 14, Telefon: (040) 33 96 6-1.

Chefredakteur: Dr. Christian Zentner (verantwortlich für den Inhalt); Redakteure: Dr. Reinhard Barth, Friedemann Bedürftig, Fritz Langour; Layout: Jörg E. Holsten; Bildbeschaffung: Hildegard Heide; Herstellung: Helmut Post; Vertriebsleitung: Peter Lüdemann; Assistent: Peter Müller-Seitz; Vertrieb: DPV (Deutscher Pressevertrieb), Tel. (040) 2 48 61; Objektleitung: Hans-Peter Dietze; Lithographie: Röder & Langhoff, Hamburg; Satz: Partner Satz GmbH, Hamburg; Druck: Rotationsdruck Theodor Körner, 7032 Sindelfingen 6.

Bildquellennachweis: ADN: 446; Archiv: U2(2), 407, 410, 412/13, 415, 416/17, 418, 420/21, 422, 423, 426, 431, 433, 447, 448(2), 449(3), 450(2), U3(3); Klawek: 428/29; Pandis: 416/17; Popperfoto: 424/25; Spiering: U1, 440/41, 442, 444/45(2); Süddeutscher Verlag: 408/09; Wagner: 434.

Von Lesern verfaßte Beiträge können aus redaktionellen Gründen abgeändert oder gekürzt werden.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder sonstiges Material übernimmt der Verlag keine Haftung.
Der III. WELTKRIEG ist auch im gesamten Bahnhofsbuchhandel erhältlich.

Todesstoß für die IV. Republik: die Kolonien

Wie kaum ein anderes Regime trug die IV. Republik schon bei ihrer Geburt den Keim des Zerfalls in sich. Niemand erkannte sich in ihr wieder; keine Klasse, keine soziale Gruppe war bereit, sie als Garantin ihrer Interessen zu stützen und zu verteidigen. Die nach Niederlage und Befreiung erneut errichtete Parlamentsherrschaft nutzte in Wahrheit nur wenigen: den Führungscliquen der Mehrheitsparteien. Für sie allein, die Sozialdemokraten, Christdemokraten und Konservativen, für ihre ideologischen und persönlichen Schattengefechte, für das kunstvolle, intrigenreiche und undurchsichtige Spiel um Bildung und Sturz von Regierungen stellte das Regime in der Tat einen idealen Tummelplatz dar. Aber diese politisch sich selbst befriedigende Oligarchie mußte zwangsläufig die Kluft zwischen Institutionen und Volk, zwischen „legalem" und „realem Land", nur noch mehr vertiefen.

So geriet die IV. Republik in die doppelte, gleichermaßen kompromißlose Opposition von Gaullisten und Kommunisten. Sie entfremdete sich die Masse der Arbeitnehmer, die die Inflation, diesen teuflischen Preis für wirtschaftliches Wachstum, zu bezahlen hatte. Aber auch die Unternehmer, und gerade die dynamischsten unter ihnen, kritisierten sie wegen ihrer Entscheidungsschwäche. Und sie verprellte die Bauern, die schwer unter der permanenten Strukturkrise der Landwirtschaft als Folge der Industrialisierung litten.

Das Hauptproblem bestand also von Anfang an in der wachsenden Diskrepanz zwischen der schwachen sozialen Basis des Regimes und der Fülle der zu lösenden Aufgaben. Die Verfassung wurde erst im zweiten Anlauf durch eine Minderheit des Volkes angenommen: nämlich mit 9,3 Mio. Stimmen gegen 8,1 Mio. bei 8,5 Mio. Enthaltungen. Auf der anderen Seite befand sich die Nation in einer schweren moralischen, wirtschaftlichen und politischen Krise. Die entwürdigende Niederlage im 2. Weltkrieg, die Spaltung zwischen Kollaboration und Widerstand, der wirtschaftliche Niedergang, die Angst vor Deutschland und später vor dem Kommunismus, die Verschärfung der innenpolitischen Konflikte und die Entwicklung zu einer Klassengesellschaft dank der zunehmenden Einkommensungleichheiten – so sah es nach innen aus – und gleichzeitig Abhängigkeit von außen, von der amerikanischen Hilfe, von der Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik, obwohl man zugleich von Selbständigkeit und alter Größe träumte.

In dieser inneren Zerrissenheit und Ohnmacht einerseits, dem Wunsch, doch wieder eine weltpolitisch bedeutsame Rolle zu spielen andererseits, liegt der Grund dafür, daß die IV. Republik sich bei der Bewältigung der Entkolonisierung so unendlich schwer tat. Tatsächlich stieß die IV. Republik hier auf ihre größte Herausforderung, denn alle Schwächen und Widersprüche ihrer inneren und äußeren Lage begannen sich plötzlich zu häufen und zu einem unentwirrbaren Knäuel zu verschlingen. Während die Engländer sich kühl und pragmatisch von ihren Kolonien trennten, wurde in Frankreich ein nationales Drama daraus.

Da lastete die Vergangenheit: jedermann wußte, was Frankreich seinen Kolonien zu verdanken hatte. Als das Mutterland am

Er markiert Anfang und Ende der IV. Republik: Charles de Gaulle führte Frankreich aus der Schmach der Niederlage im Weltkrieg in die IV. Republik, die 13 Jahre lang dann meinte, ohne ihn auskommen zu können. Am Ende mußte sie ihn doch wieder rufen – zur eigenen Beerdigung. Auf den Trümmern der IV. gründete er dann die V. Republik, ganz auf seine Person zugeschnitten

Boden lag, blieben eine Reihe von Kolonien die letzte Stütze für de Gaulle und sein „Freies Frankreich". Da gab es wirtschaftliche Interessen, der wichtige afrikanische Markt. Da gab es Bindungen in Bürokratie und Armee. Vor allem aber glaubten noch immer viele, daß Frankreich ohne sein Kolonialreich endgültig zum Abstieg verurteilt wäre: Macht und Einfluß ohne imperiale Gloriole erschienen undenkbar. Obwohl die Unabhängigkeitsbewegungen überall in Kolonien und Protektoraten schon seit dem Ersten Weltkrieg ihr Haupt erhoben hatten (und zum Teil blutig niedergeschlagen wurden) und obwohl das Mutterland geschwächt aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen war, dachte niemand ernsthaft daran, die Kolonien in die politische und schon gar nicht in die ökonomische Selbständigkeit zu führen. Auch de Gaulle hatte Anfang 1944 in Brazzaville nur vage von der Gewährung einiger Selbstbestimmungsrechte gesprochen. Ganz folgerichtig installierte die Verfassung eine juristisch und institutionell ausgeklügelt organisierte „Französische Union", die sich freilich sofort als totgeborenes Kind erwies.

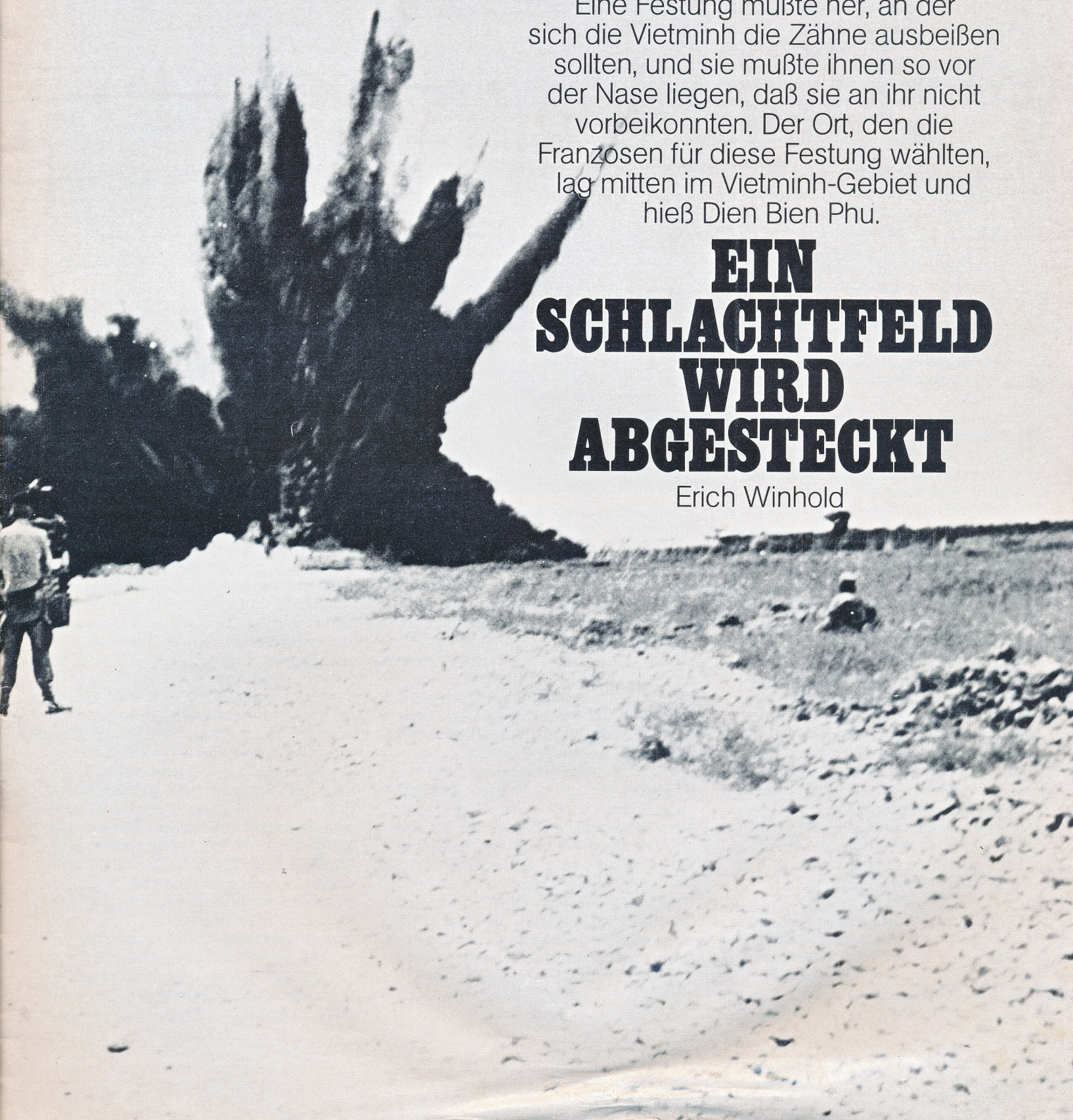
Denn, wie die Ereignisse in Indochina sofort zeigten, war der Konflikt nun vorprogrammiert: eine Verhandlungslösung mit dem Chef der kommunistischen Befreiungsbewegung, Ho Chi Minh, hätte ein völliges Umdenken vorausgesetzt. So akzeptierte alle Welt die Entscheidung zum Krieg – jenem „Schmutzigen Krieg", der 1954 mit der Niederlage von Dien Bien Phu schmachvoll endete: Unfähigkeit, Korruption, falsche Einschätzung der eigenen Möglichkeiten und der Wirksamkeit einer vom Gegner praktizierten revolutionären Strategie, Mangel an eigenen klaren Zielen – alles dies warf ein bezeichnendes Licht auf eine sich schon längst anachronistisch gebärdende „Kolonialmacht" aus dem 19. Jahrhundert. Nur wenige begannen zu begreifen (darunter der Ministerpräsident von 1954/55 Mendès France), daß ein wirtschaftlich modernisiertes Frankreich Kolonien nicht nur nicht mehr brauchte, sondern als Ballast abzuwerfen bereit sein mußte.

Damit sich diese Erkenntnis durchsetzte, bedurfte es freilich des noch schmutzigeren Krieges in Algerien. Hier erwies sich die Sackgasse als total: im Gegensatz zu Indochina schien Frankreich militärisch den Sieg davonzutragen, und trotzdem gab es keine politische Lösung, die die Pariser Regierung sowohl gegenüber dem eigenen Land wie gegenüber der Armee und gegenüber der algerischen Befreiungsbewegung hätte durchsetzen können. Diese offensichtliche Ohnmacht, die der sozialdemokratische Ministerpräsident Guy Mollet 1956 körperlich zu spüren bekam, als ihn in Algier die Kolonen mit Tomaten bewarfen, untergrub die letzten Grundlagen der Legitimität, auf denen die IV. Republik noch beruhte. Selbst der relativ erfolgreiche Prozeß der Entkolonisierung in Schwarzafrika aufgrund des Rahmengesetzes von 1957 konnte sie nun nicht mehr retten. Den gescheiterten Parteioligarchien blieb nichts anderes übrig, als auch formal die Macht in die Hände des Generals de Gaulle zu legen, der inzwischen begriffen hatte, daß eine Stärkung von Staat und Gesellschaft nach innen und eine, wenigstens begrenzt eigenständige Politik nach außen nur nach abgeschlossener Entkolonialisierung möglich war. Immerhin brachte er es fertig, den Schmerz der Trennung durch den Mythos der Größe zu betäuben und die Wunden damit heilen zu lassen.

Prof. Dr. Gilbert Ziebura

Keine Operation der französischen Expeditionsarmee verlief wirklich erfolgreich, nie war ein Sieg total, und oft genug ging der Gegner unversehens zur Gegenoffensive über. Die Franzosen mußten dann Hals über Kopf ihre Stellungen räumen und hinter sich in die Luft sprengen. Kein Wunder, daß der Wunsch wuchs, dem Hin und Her ein Ende zu machen und eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen

Sieben Jahre Krieg um Indochina und immer noch kein Ende in Sicht. Die französische Führung glaubte nur noch eine Chance zu haben: irgendwie mußte der Gegner gezwungen werden, seine Kräfte an einem Punkt zu massieren, damit er massiv geschlagen werden konnte. Eine Festung mußte her, an der sich die Vietminh die Zähne ausbeißen sollten, und sie mußte ihnen so vor der Nase liegen, daß sie an ihr nicht vorbeikonnten. Der Ort, den die Franzosen für diese Festung wählten, lag mitten im Vietminh-Gebiet und hieß Dien Bien Phu.



EIN SCHLACHTFELD WIRD ABGESTECKT

Erich Winhold

General Henri Navarre ist um sein neues Kommando – Oberbefehl in Französisch-Indochina – nicht zu beneiden. Er hat sich nicht danach gedrängt, es ist ihm aufgenötigt worden. Die Lage, die er im Mai 1953, nach siebenjährigem Krieg vorfindet, ist alles andere als gut. Der Auftrag, mit dem er nach Indochina geschickt wird, zeichnet sich nicht durch besondere Klarheit aus, vor allem nicht in einem Punkt, der für sein Verhalten in der Folgezeit entscheidend wichtig werden soll: Ist er gehalten, Laos unter allen Umständen zu verteidigen, oder nicht?

Man hat ihn absichtlich darüber im unklaren gelassen, aus politischen Gründen; die französische Regierung kann unmöglich offiziell zugeben, daß sie Laos nicht verteidigen kann oder wird. Schließlich ist Laos ein sogenannter assoziierter Staat im Verband der französischen Union. Andererseits: Riskieren will man für Laos auch nichts. So sagt man dem neuen Oberkommandierenden dazu lieber nichts genaues, etwa nach der Methode: Wenn er es ohne viel Aufwand zuwege bringt, umso besser; wenn es aber militärisch unmöglich ist, dann wird er das schon selber merken und keine unsinnigen Klimmzüge machen. Damit ist Navarre aber falsch eingeschätzt, denn der ist so schnell nicht geneigt, etwas für unmöglich zu halten, sofern es nach seiner Meinung sein muß oder befohlen ist. Und nach Navarres Meinung muß ganz Indochina, also auch Laos, verteidigt werden. Dazu bedarf es keiner besonderen Anweisung.

Umso deutlicher ist Navarre bei seinem Befehlsantritt gesagt worden, daß er auf eine Verstärkung der Indochina-Armee nicht rechnen kann. Er muß mit dem auskommen, was da ist, er bekommt Ersatz für Verluste, mehr auf keinen Fall. Auf oberster Ebene nicht einmal das: Zusammen mit Salan, Navarres Vorgänger, rückt der größere Teil der Kommandeure und Stäbler der Expeditionsarmee aufatmend aus Indochina ab, eine geballte Ladung Erfahrung. Zu Navarres Ärger ist unter denen, die ihre Kolonial-Dienstzeit genau bei seinem Dienstantritt hocherfreut beenden, auch der Kommandeur des wichtigsten Kriegsschauplatzes, Tongking, der General Linarès.

Linarès ist ein Jahrgangskamerad (Kriegsakademie St. Cyr) von Navarre, einer, den der menschenscheue und mißtrauische Navarre gut kennt und den er deshalb gern bei sich gehabt hätte.

„Wer um Himmels Willen soll dich denn ersetzen?" soll Navarre nach einem Augenzeugenbericht zu Linarès gesagt haben, „Ich werde Cogny anfordern müssen."

„Den nimm lieber nicht, Henri", habe Linarès da erwidert, „der ist ein Schweinehund." Doch Navarre nimmt Cogny, läßt ihn auf der Stelle zum Generalmajor befördern und ernennt ihn zum Kommandeur der Tongking-Streitkräfte. „Schweinehund" ist sicher eine zu herbe Bezeichnung für Cogny. Aber

Trotz zahlloser Zeitungsreportagen war die französische Bevölkerung an Indochina wenig interessiert. Erst der Kampf um Dien Bien Phu im Jahre 1954 machte den Krieg zum nationalen Anliegen

ein schwieriger Mensch ist er schon, seit eh und je besonders bei Vorgesetzten unbeliebt wegen seiner Neigung, Befehle durchaus nicht immer widerspruchslos hinzunehmen. Das mag damit zusammenhängen, daß er etwas mehr im Kopf hat, als die meisten seiner Kameraden: der Berufsoffizier Cogny ist nebenher auch Dr. jur. und obendrein Diplom-Politologe.

In seinem Aussehen spiegelt sich diese hochkarätige wissenschaftliche Ausbildung freilich nicht wieder, der frischgebackene Generalmajor Cogny ist ein massiger, bulliger Riese von annähernd 1,94 Metern Größe, ein herzlich-rauher, äußerlich betont schlichter, bei seinen Soldaten sehr beliebter Truppenführer. Navarre gegenüber verhält er sich anfangs durchaus loyal, schließlich verdankt er ihm Beförderung und Ernennung, aber es soll kein Jahr vergehen, bis er seinem Chef Ohrfeigen anbietet.

Zunächst freilich hilft er, Navarres Ruhm zu vermehren. Er organisiert und führt einen Luftlande-Handstreich auf das Vietminh-Nachschubzentrum Lang Son, eine vielbejubelte Waffentat, mit der überdies eine Scharte der französischen Waffenehre (die reichlich überstürzte Räumung von Lang Son im Oktober 1950) ausgewetzt wird. Sodann gelingt es ihm, einen neuralgischen Punkt der Tongking-Front zu beseitigen: Na San. Seit Oktober 1952 haben in diesem aus der Luft versorgten Stützpunkt am Südrand des Thai-Hochlandes fünf Bataillone Infanterie sowie mehrere Artillerie- und Pionierabteilungen festgesessen.

Sie haben dort zwar eine gewisse Menge Vietminh-Truppen gebunden, jedoch nicht so viele, daß dies ein großer taktischer oder gar strategischer Vorteil gewesen wäre. Andererseits ist abzusehen, daß Giap, sollte er sich entschließen, mit zwei oder drei Divisionen Na San anzugreifen, den Stützpunkt glatt überrennen wird.

Dementsprechend ist Cogny bestrebt, diesen Stützpunkt zu räumen. Alle Pläne, die dafür entwickelt werden, haben freilich einen bitteren Haken: immer ist ein verlorenes Bataillon vorgesehen, um den

Abmarsch oder Abtransport der anderen zu decken. Cogny entschließ sich schließlich, Na San per Lufttransport zu räumen; und hat dabei unwahrscheinliches Glück: es gelingt, die Belagerer zu täuschen und die gesamte Besatzung samt dem wichtigsten Material, dazu 1200 Thai-Bauern und etliche hundert franzosenfreundliche Notabeln samt Familien unversehrt aus Na San herauszubringen.

Allerdings, daß dies möglich ist, liegt an einer lächerlichen Panne auf Seiten der Vietminh: der Sender des vorgeschobenen Beobachtungspostens, der die Vorgänge in Na San kontrolliert, ist ungefähr zu der Zeit ausgefallen, als in Na San die ersten Transportmaschinen landeten, aus denen – zur Täuschung – Fallschirmjäger ausstiegen.

Diese Meldung hat das Vietminh-Oberkommando noch bekommen, es hat daraus entnommen, daß die Franzosen Verstärkungen nach Na San schaffen. Dann ist lange Zeit nichts gekommen, und dann, als schließlich der Sender repariert ist, hat der Funker die Meldungen, die sich in der langen Sendepause angesammelt haben, so abgesetzt, wie sie auf seinem Tisch lagen, also die obersten, neuesten, zuerst und dann die älteren. Für den Empfänger, das Hauptquartier, laufen dadurch die Ereignisse rückwärts ab, von hektischem Flugverkehr bis zu verhältnismäßiger Ruhe. Bis das Vietminh-Oberkommando dahinterkommt, was da vor sich geht, ist es für eine Reaktion zu spät – die Franzosen haben in einem Höllentempo (alle 6 Minuten ein Start!) Na San bis zum letzten Mann geräumt.

„Als ob man in einer Suppenschüssel sitzt"

Nach diesem vielbejubelten Erfolg wird Navarres weiteren Plänen – Errichtung eines Luftlande-Stützpunktes in Dien Bien Phu – höheren Orts kaum Widerstand entgegengesetzt.

Nur einer widerspricht, als Navarre den Spitzen von Armee und Regierung in Paris vorträgt, wie er Laos gegen die Vietminh-Divisionen abzudecken gedenkt. Dieser eine ist der Staatsminister Corniglion-Molinier, ein ehemaliger Flieger-General, der – wie es der Zufall so will – vor Jahren, 1946, einmal in Dien Bien Phu gelandet ist. „Dien Bien Phu?" schreit er entgeistert, „das ist doch, als ob man in der Mitte einer Suppenschüssel sitzt, und der Feind ringsum oben am Rand. Und außerdem – dieses Tal ist doch so weit von Hanoi und Haiphong entfernt, daß da kaum ein Flugzeug ohne Zwischenlandung hin- und zurückfliegen kann!"

Die Einwände sind nur zu berechtigt; Navarre wischt sie kühl beiseite: das sei ein Fliegerstandpunkt, nicht seiner. Damit ist die Sache in Paris erledigt. Die illustre Runde hat zwar Navarres Plan nicht ausdrücklich gebilligt, ihm aber ebensowenig ausdrücklich widersprochen. Navarre entnimmt daraus, daß er freie Hand hat, und er befiehlt dem zuständigen Stab – das ist der von Cognys Tongking-Armee, – Pläne für eine Luftlande-Operation auf Dien Bien Phu auszuarbeiten.

General Cogny hält wenig davon, er sieht vor sich ein größeres Na San. Das originale, kleinere, hat ihm schon genug Kopfschmerzen gemacht, und er ist nüchtern genug, sich nicht die Illusion zu machen, daß man noch einmal so glimpflich davonkommen würde. „Ich glaube ganz und gar nicht an den Wert eines befestigten Lagers, wenn es darum geht, eine Stoßrichtung des Gegners zu sperren", schreibt er durchaus deutlich an Navarre, „Luang Prabang (Hauptstadt von Laos) ist 200 Kilometer von Dien Bien Phu entfernt; wir bekommen höchstens ein neues Na San unter schlechteren Bedingungen."

Cognys Stabschef, der für die Logistik des geplanten Unternehmens verantwortlich ist, wird noch deutlicher: „Ich bin überzeugt, daß Dien Bien Phu, ob wir wollen oder nicht, ein bataillonefressender Abgrund wird und keine Möglichkeit zu weiträumigen Operationen bietet, sobald es von einem einzigen Vietminh-Regiment angegriffen wird . . . die Folgen einer solchen Entscheidung können äußerst schwerwiegend sein."

Was Cogny und seinen Stabschef zu so negativen Beurteilungen veranlaßt, ist genau das, was schon der Staatsminister Corniglion-Molinier angedeutet hatte: der Suppenschüssel-Charakter des Tales von Dien Bien Phu und die weite Entfernung vom nächsten Luftversorgungs-Stützpunkt.

Das Tal ist rund 17 Kilometer lang und im Schnitt 6 Kilometer breit, umsäumt von sanften Hügeln, an die sich aber sogleich die steileren Hänge höherer Berge anschließen. Mittendurch fließt ein Fluß, der gesamte Talboden ist mit Reisfeldern bedeckt, dazwischen ein Dutzend Dörfer und ziemlich in der Mitte die „Kreisstadt an der Grenze", die dem Tal den Namen gibt. Knapp 10 000 Menschen, Reisbauern, leben in diesem Tal.

Navarre ist nicht der erste, der dieses Tal als geeigneten Ort für einen Stützpunkt ansieht, auch sein Vorgänger Salan hat schon mit diesem Gedanken gespielt, er war es wohl auch, der Navarre zuerst auf diesen Platz hingewiesen hat. Es ist schon merkwürdig: gleich zwei hohe Generale glaubten, den uralten militärischen Grundsatz mißachten zu dürfen, daß man stets den „höheren Ort" gewinnen muß, um den Gegner matt zu setzen.

In Dien Bien Phu ist der „höhere Ort", von dem aus das Tal beherrscht werden kann, unübersehbar die Hügelkette ringsum; daß dem General Navarre das gleichgültig ist, läßt sich nur aus einer grenzenlosen Unterschätzung des Gegners erklären. Dafür gibt es Indizien. Navarre lag eine Studie seines Vorgängers vor, in der es hieß: „Die Möglichkeit zur Verteidigung von Laos ist uns dadurch gegeben, daß die Vietminh dort nicht mehr als zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann versorgen können."

Diese Schätzung beruht auf der Annahme, daß Giap seine Divisionen ausschließlich mit Lastträgern (Kulis) versorgen kann. Unter dieser Voraussetzung ist die Rechnung ziemlich einfach: über 300 bis 400 Kilometer Dschungelpfade (Entfernung der Grenze nach Laos zu den Vietminh-Nachschubzentren) kann ein Kuli nicht viel mehr als etwa die Hälfte seines Körpergewichts schleppen, also etwa 50 Pfund Reis. Während des Marsches und des Rückmarsches futtert er davon rund die Hälfte selbst auf. Um 25 000 Mann zu verpflegen, müßten täglich an die 2000 Kulis mit Reis eintreffen, was bei einer durchschnittlichen Hin- und Rückmarschdauer von 15 Tagen allein für die Ernährung der Truppe einen Bedarf von 30 000 Kulis ergibt, und mindestens nochmal so viel für den Bedarf an Waffen und Munition, den eine kämpfende Truppe ja auch hat. 60 000 Kulis ständig unterwegs – schon das kaum vorstellbar, aber jedenfalls die Obergrenze des denkbar Möglichen.

Giap löst Nachschubprobleme

Wenn's so wäre. Aber so ist es nicht. Längst haben die Vietminh auch einen ganz guten Fahrzeugpark, hochbeinige, sehr geländegängige russische „Molotowas", mit denen sie mindestens im rückwärtigen Gebiet auf blätterüberdachten Dschungelpisten ihren Nachschub bewältigen.

Und weiter vorn, wo wegen der französischen Luftüberlegenheit nur schmale Dschungelpfade in Frage kommen, da haben die Vietminh schon längst die passende Lösung gefunden, die „Ladefähigkeit" eines Nachschubkulis um ein vielfaches zu steigern: Fahrräder, zumeist der französischen Marke „Peugeot", die so hergerichtet sind, daß ein Mann bis zu dreihundert Kilo damit durch den Dschungel schieben kann.

Giap ist also durchaus imstande, auch mit größeren Verbänden an der Westgrenze von Tongking bis Laos hinein zu operieren. Nur, daß Navarre das offenbar nicht zur Kenntnis nimmt. Auch Cogny hat recht phantasievolle Vorstellungen. Als „befestigtes Lager" lehnt er Dien Bien Phu ab, aber er kann es sich als eine Art Zentrum vorstellen, um das in weitem Umkreis bataillonsstarke „Satelliten" schweifen und, in ständiger Bewegung, eine ganze Region für den Feind unpassierbar machen.

Zur folgenden Doppelseite: Zwei Fehlprognosen enthält die Zeichnung der „Schweizer Illustrierten" von 1953. Frankreich dachte, ein Jahr vor Dien Bien Phu, keineswegs an Liquidation seines Kolonialreiches, und der letzte Krieg um Indochina war es auch nicht. Die USA machten weiter, als Frankreich ausschied

Die unter General Vo Nguyen Giap stehenden Streitkräfte des Vietminh, die sich aus regulären (von etwa 2000 chinesischen Instruktoren ausgebildeten) Heereseinheiten und Guerillaverbänden zusammensetzen, sollen im Herbst 1953 rund 300000 Vietnamiten umfassen (Angabe von «Time», 28. Sept. 1953, aus französischer Quelle).
Kunming
Yunnan-Bahn seit langem außer Betrieb
Y Ü N N A N
C H I N A
K W A N G S I
Kweilin
Roter Fluß
Rüstungshilfe durch Sowjetrußland und auch China. Die Vietminh-Truppen werden ausreichend versehen mit Artillerie und automatischen Waffen und neuerdings mit modernster Flab (von Skoda!).
Nord-Vietnam (Tonking). Vor 10 Jahren rund 10 Millionen Einwohner
Ho Chi Minh ist seit 8 Jahren Präsident der Republik Vietminh, die 1950 von China, Sowjetrußland und den Satellitenstaaten anerkannt wurde.
B U R M A
Oestliche Schanstaaten
12 000 Mann nationalchinesische Guerillas
Monghast
Caobang
TUYEN QUANG
Nacham
Langson
Hauptnachschublinie
Nasan
Vinhyen
Hanoi
217 000 Einw. (1951)
Moncay
Muongsung
Pakseng
Luangprabang
Residenz des Königs
Haiphong
176 000 Einw. (1952)
Mehr noch als die Bahnverbindung ist die Kolonialstraße Nr. 5 Hanoi-Haiphong die «Lebensader von Tongking».
Delta des Roten Flusses
K W A N T U N G
An der Delta-Front und in Nord-Annam stehen 6 modern gerüstete und ausgebildete Divisionen.
Xiengkhouang
Plaine des Jarres
König Sisavang Vong
VIENTIANE
Vinh
Bahnverbindung Saigon-Hanoi 1729 km
Das französische (vielsprachige) Expeditionskorps unter General Navarre umfaßt im Herbst 1953 angeblich 248 000 Mann. Davon seien 52 000 Franzosen (Kader). Die Truppe besteht aus Söldnern: Fremdenlegionären, marokkanischen Goumiers, Algeriern, Senegalnegern, ev. Annamiten.
Hainan-Straße
Hainan
Opium-Produktion in Laos im Jahreswert von 80 Millionen Schweizer Franken.
T H A I L A N D
(SIAM)
11 000 M.
Mekong
Quangtri
Kim Long
Hue
S Ü D

Der letzte Krieg?

Liquidation in Indochina In Sicht

Nach einem sieben Jahre dauernden Krieg, der seit der Intervention Chinas und Amerikas zu einer weltpolitischen Angelegenheit geworden ist, hält Ho Chi Minh mehr als die Hälfte von Vietnam. Eine militärische Entscheidung zwischen ihm und der französischen Kolonialmacht, die sich effektiv nur in den beiden großen Reis-Ebenen hält, ist nicht in Sicht. Nach der Absage des kommunistischen wie des nationalistischen Vietnam an Frankreich und nach dem Mißerfolg des «Experimentes Bao Dai» ist eine politische Liquidation dieses letzten west-östlichen «heißen Krieges» möglich geworden.

Von Vietminh in den 3 Staaten besetztes Gebiet.

Die von den 3 einheimischen nichtkommunistischen Regierungen angeblich aufgestellten «Nationalarmeen».

1945 bestehende Bahnlinien.

Bahnstrecken, gegenwärtig in Betrieb.

Hauptstadt.

Flugplätze für den internat. Verkehr.

Schweizer Illustrierte Zeitung

Urheberrechtlich geschützt. Kartographie, Mehrfarben-Rotations-Tiefdruck und Copyright 1953 by Ringier & Co. AG., Zofingen. Abschluß der Karte am 23. Oktober 1953.

Cogny kommandiert in Hanoi, 300 Kilometer Luftlinie von Dien Bien Phu entfernt, und das merkt man: Er ist das flache Gelände des Roten Fluß-Deltas gewöhnt, wo sich seine motorisierten Einheiten recht gut bewegen können. Was aber rings um Dien Bien Phu in seinen Generalstabskarten als „Straße" oder „Piste" eingetragen ist, das sind in Wirklichkeit bestenfalls schmale Schneisen im Bergwald oder auch Saumpfade – wie dazu gemacht, jeden, der sich darauf bewegt, an beliebiger Stelle in einen Hinterhalt stolpern zu lassen. Denn wenn es auch kein ewig feuchter Regen-Dschungel ist, der da wächst, so doch Urwald mit dickichtartigem Unterholz, genauso undurchdringlich wie die nassen Dschungel weiter südlich. Wie da „Satelliten" frei durchs Gelände rotieren sollen, weiß nur Cogny allein.

Navarre hält denn auch – noch – nichts von diesen Vorstellungen Cognys, freilich nicht, weil er, im 1300 Kilometer von Dien Bien Phu entfernten Saigon, bessere Kenntnis vom Gelände hätte, sondern weil er eben eine andere Vorstellung hat: er stellt sich Dien Bien Phu nach wie vor als stark befestigtes Lager von 10–12 Bataillonen vor, das wie ein Block im Weg des Gegners (nach Laos) liegt und ihn, auch als Herausforderung, gleichsam magnetisch auf sich zieht, so daß er vernichtet werden kann.

Denn das ist es, was Navarre zu erreichen hofft. Eigentlich soll er nur die militärische Lage so verbessern, daß es möglich wird, den Krieg auf dem Verhandlungsweg zu liquidieren – aber das ist seine Sache nicht. Er setzt auf Sieg, und sagt es auch. Nicht in Paris zwar; doch schon kurze Zeit nach der Übernahme des Oberbefehls eröffnet er eine Offiziersversammlung mit den Worten: „Meine Herren! Um diesen Krieg zu gewinnen..." Er spricht den Satz nicht zuende, weil er Erstaunen und Unruhe bei seinen Zuhörern bemerkt – die Soldaten in Indochina glauben Mitte 1953 ebensowenig wie die Politiker in Paris noch an die Möglichkeit eines Sieges.

Doch der Schreibtischsoldat Navarre hält daran fest. Wenn sich nur ein oder zwei Divisionen des Gegners vor Dien Bien Phu verbluten würden, so Navarres Rechnung, dann wäre das der erste Schritt zum Sieg. Kommt hinzu, daß der Gegner, Giap, Ende Oktober seine 316. Division nach Nord-Tongking wirft, also wiederum Laos bedroht – Navarre befiehlt, das Unternehmen „Castor" in Gang zu setzen.

Cogny meldet daraufhin Navarre noch einmal schriftlich seine Bedenken, aber er gehorcht. Und damit ist für Navarre, sofern er überhaupt Zweifel hatte, die Sache gelaufen. Denn in seiner Vorstellung gibt es für einen Offizier, der einen Befehl eines Vorgesetzten für falsch hält, nur eine Möglichkeit: den Hut zu nehmen, um Entlassung bitten. Da Cogny das nicht tut, können seine Bedenken nicht allzu gravierend sein.

Für Cogny sieht die Sache anders aus. Er hat einerseits, was Dien Bien Phu anlangt, ein ganz flaues Gefühl, auch weil er dafür gute Verbände, die er zur Verteidigung des Deltas braucht, hergeben muß. Andererseits hat Navarre einen Stern mehr als er, vielleicht auch die bessere Übersicht. Und Cogny ist Jurist. Er sichert sich ab, indem er Bedenken anmeldet, aber er riskiert nicht den Ungehorsam. Denn sollte die Sache wider Erwarten gut gehen – nun, er ist der zuständige Bereichskommandeur, dann würde sie auf seinem Ruhmeskonto landen. Das Todesurteil für mehr als 2000 Männer ist damit gesprochen, nur weiß das noch keiner, und für einen kurzen Augenblick scheint es sogar, als ob das Schicksal für die Todgeweihten noch einen Gnadenerlaß bereithielte: Ein Wintermonsun hat am 18. November, als es losgehen sollte, das Bergland in dichte Wolken gehüllt, und General Bodet, Navarres Stellvertreter, der eigens nach Hanoi gekommen ist, erklärt kategorisch: „Wenn morgen auch noch schlechtes Wetter ist, findet Dien Bien Phu überhaupt nicht statt!"

Der Haudegen mit dem Glasauge

Dies nicht, weil etwa Navarre schwankend geworden wäre, sondern weil es erfahrungsgemäß nicht möglich ist, ein solches Unternehmen länger als höchstens drei Tage vor den Vietminh geheimzuhalten. Und ein Luftlandeunternehmen ohne Überraschung... man weiß immerhin, daß in und um Dien Bien Phu drei Vietminh-Bataillone stehen. Wenn die vorgewarnt sind...

Am Morgen des 20. November, um 6.30 Uhr, meldet das Wetterflugzeug: „Über Dien Bien Phu Nebel in Auflösung." Das ist es. Um 8.15 Uhr beginnt auf mehreren Feldflugplätzen im Delta der Start der Angriffsgruppe. 60 Transporter vom amerikanischen Typ Dakota heben rasch nacheinander ab, formieren sich zu Dreierketten und dröhnen dann, mit 500 Meter Abstand von Kette zu Kette, als eine 10 Kilometer lange Flugzeugkolonne nordwestwärts.

Das Kommando in der Angriffsphase führt der Brigadegeneral Gilles, ein Fallschirmjäger-Haudegen mit langer Indochina-Erfahrung. Ein Auge hat er nur noch, das zweite (Glas)auge steckt, wie bei jedem Einsatz, sorgsam verpackt in der Brusttasche. Gilles ist im Kessel von Na San gewesen, eigentlich hatte er danach keine Lust mehr, zumal ihm sein Herz zu schaffen machte; er hat um seinen Abschied gebeten. Stattdessen hat man ihn nun nach Dien Bien Phu kommandiert.

Nun ja, er weiß selbst, daß das seine Spezialität ist: mit seinen bestens erprobten Leuten vom Himmel fallen, den überraschten Gegner blitzschnell kurz und klein schlagen, sonstige Kampfaufträge erfüllen, und dann nichts wie wieder weg. Das hat er sich auch diesmal ausbedungen, denn in diesem „Nachttopf", wie er Dien Bien Phu respektlos nennt, hocken zu bleiben, nachdem er ihn erobert hat, das ist nichts für den Haudegen Gilles. Und man hat ihm die Ablösung versprochen, wenn er das Tal erst einmal fest in der Hand hat.

Brigadier Gilles ist entschlossen, dafür zu sorgen, daß es bis dahin nicht lange dauert. Es klappt auch wie geschmiert. Kurz vor 11 Uhr sind die Dakotas über dem Tal; das 6. Kolonial-Fallschirmjäger-Bataillon und eine Pionierkompanie unter Führung von Oberst Bigeard springen nordwestlich des Städtchens Dien Bien Phu ab, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Die zweite Gruppe – das 2. Bataillon vom Fallschirmjägerregiment 1 unter Oberst Bréchignac – springt nahe bei der winzigen Landepiste, die es seit dem zweiten Weltkrieg in Dien Bien Phu gibt. Sie springen mitten in einen Haufen Vietminh-Soldaten hinein, etwa ein Bataillon, die sich nach dem ersten Schreck erbittert zur Wehr setzen. Dennoch kann sich Bréchignacs Bataillon sammeln und die Vietminh langsam von der Piste wegdrücken; als um 14 Uhr das 1. Kolonialfallschirmjäger-Bataillon abgesetzt wird und zugleich eine Menge 7,5 cm-Geschütze und 12 cm-Granatwerfer vom Himmel schweben, erkennen die Vietminh die erdrückende Übermacht der Franzosen, und tun, was sie in solchen Fällen meistens tun – sie ziehen sich zurück. Als es dunkel wird, erlischt jeder Widerstand; knapp 100 tote Vietminh-Soldaten werden auf dem Kampffeld gefunden, die französischen Verluste sind nicht einmal halb so groß, die unvermeidlichen Sprungverletzungen mitgerechnet.

Die Nacht bleibt ruhig, am nächsten Morgen geht die Besetzung des Tales geradezu manövermäßig weiter. Unaufhörlich regnen Menschen und Material vom Himmel, darunter auch eine Planierraupe, die dringend für die Herrichtung der von tausend kleinen Kratern durchlöcherten Landebahn gebraucht wird. Aber da hat wohl jemand die amerikanischen Gewichtsangaben für das bullige Monstrum falsch umgerechnet, es kommt jedenfalls viel zu schnell herunter, bohrt sich drei Meter tief in einen Reisacker und ist nicht mehr zu gebrauchen. Zum Glück ist noch eine zweite Raupe verfügbar, sie kommt am nächsten Tag. Diesmal hat man sie an 21 bunte Fallschirme gehängt, die wie eine Riesenblume plötzlich am Himmel über dem Tal erblühen, sanft gleitet der Koloß hinab.

Staunend sehen es, aus der Entfernung,

Kriegführung nach dem Herzen der Franzosen: mit schnellen gepanzerten Verbänden den Gegner aufstöbern, in Atem halten und, wenn möglich, einkreisen. Auch die Festung Dien Bien Phu sollte die Basis solcher Verbände sein. Das bergige, dichtbewaldete Gelände erlaubte indes kaum Einsätze

DEMON
IC-90298

die Einwohner von Dien Bien Phu und der umliegenden Dörfer, die entsetzt in die umliegenden Berge geflohen sind, als es plötzlich waffenstarrende Männer regnete. Nachdem das Schießen aufgehört hat, und sie merken, daß nur wenige Häuser und auch nur geringe Teile der noch nicht abgeernteten Reisfelder zerstört sind, kehren sie zurück und betrachten scheu das verwirrende Schauspiel aus der Nähe.

An die 5000 Mann sind jetzt schon emsig an der Arbeit, graben Schützenlöcher, bauen Unterstände, legen Stacheldrahtverhaue durchs Gelände. Noch hausen sie in Steilwandzelten, doch die ersten, festeren Behausungen für die Stäbe sind schon fertig, da rasseln bereits Telefone, klappern Schreibmaschinen, zirpen Funkgeräte.

Mit dem Schanzen ist das allerdings so eine Sache: um halbwegs artilleriefeste Unterstände und Gefechtsstände zu bauen, braucht man eigentlich Beton. Daß es den in Dien Bien Phu nicht gibt, ist klar: Sand, Zement und Monierstahl sind viel zu schwer, als daß man dieses Material per Flugzeug herantransportieren könnte. Aber es geht auch ohne Beton: eine Lage 15 cm starker, trockener Balken, darüber mindestens ein Meter festgestampfte Erde und darüber eine Schicht Steine, das tut's auch. Nur, Steine gibt es im Tal von Dien Bien Phu nicht, trockene Balken in Massen ebensowenig. So muß man sich mit frisch eingeschlagenem Holz und für die obere Abdekkung mit Lochblechen und Faschinen behelfen. Es ist mehr als zweifelhaft, ob diese Art Deckung auch nur 7,5 cm-Granaten standhalten würde, geschweige denn größeren Kalibern. Aber das stört niemanden, denn wo sollten die Vietminh wohl schwere Artillerie herbekommen?

Gilles möchte weg

Am 22. November, am dritten Tag nach dem Angriff, kommt General Cogny nach Dien Bien Phu, seine kleine „Beaver"-Kuriermaschine kann bereits auf der Piste landen. Eigentlich kann Cogny zufrieden sein, es hat alles wunderbar geklappt, weit besser sogar, als in den Plänen vorgesehen. Trotzdem wird er ein ungutes Gefühl nicht los. Er muß an Na San denken. Er hatte Na San immer für eine Falle gehalten, die seine kostbaren Bataillone aus dem Delta verschlingen würde. Nun gut, dazu ist es nicht gekommen, mit viel Glück hat er Na San verlustlos räumen können – bloß um dasselbe in Dien Bien Phu noch einmal in größerem Maßstab zu erleben? Fünf Bataillone sind jetzt schon in dem Talkessel, und es werden noch viel mehr werden.

Kurz ehe Cogny wieder abfliegt, nimmt ihn Gilles beiseite: wie es denn mit seiner Ablösung sei? Cogny beruhigt ihn, er sei schon auf der Suche nach einem geeigneten Nachfolger. Ein paar Tage später, als der Oberkommandierende Navarre zum ersten Mal nach Dien Bien Phu fliegt, um dort Orden zu verteilen, spricht Cogny ihn auf dieses Problem an. „Ich wüßte schon einen", sagt Cogny. „Ich auch", erwidert Navarre, „mal sehn, ob wir an denselben denken." Darauf Cogny: „Ich meine Castries." Navarre nickt erfreut.

Denn der Oberst Christian Marie Ferdinand de la Croix de Castries, so sein voller Name, ist einer, den Navarre gut kennt, schon aus den Anfangstagen seiner militärischen Karriere. Solche Leute schätzt er, und diesen besonders. De Castries ist das Urbild eines aristokratischen Kavallerie-Offiziers, dessen Welt aus Pferden, Weibern, allenfalls noch Glücksspiel und sonst nicht viel mehr besteht. Aus den Pferden sind freilich im Lauf der Jahre Panzer geworden, de Castries hat einen guten Ruf als schneidiger Kommandeur schneller, leichter Verbände. Ist das ein Mann, wie man ihn in Dien Bien Phu braucht?

Er selbst ist da nicht so ganz sicher. „Wenn aus Dien Bien Phu eine Festung werden soll", sagt er zu Navarre, als der ihm seine Ernennung mitteilt, „dann bin ich nicht der richtige Mann. Dafür gibt es bessere."

„Aber nicht doch", wehrt Navarre den Einwand ab, „Dien Bien Phu soll ein offener Stützpunkt sein, von dem aus in den weiten Räumen des Berglands operiert wird. Dazu braucht man einen Kavalleristen wie Sie."

Das ist, man kann es nicht anders ausdrücken, schiere Phantasie. Castries hat nichts, womit er in den „weiten Räumen des (dichtbewaldeten) Berglandes" operieren könnte. Die Fallschirmjäger, mit denen das allenfalls – aber auch nur theoretisch – möglich wäre, werden demnächst mitsamt ihrem Kommandeur Gilles ausgeflogen, dann sind nur noch Infanteristen in der Stellung, kein einziger beweglicher Verband. Und daran können auch die Panzer nichts ändern, die bald – in Teile zerlegt – nach Dien Bien Phu geschafft werden sollen; sie können auch nur im Talkessel umherfahren, im Bergwald sind sie unbrauchbar. Dien Bien Phu kann nur eine Festung sein, sonst nichts.

Am 6. Dezember übernimmt de Castries das Kommando in Dien Bien Phu. Als Gilles sich von ihm verabschiedet, sind seine letzten Worte: „Paß bloß gut auf! Wenn du eine Handbreit Gelände aufgibst, bist du futsch . . ."

Aber de Castries ist zunächst noch zuversichtlich. Der schlanke, durchtrainierte Kavallerist mit der kühnen Adlernase, dem feschen Käppi und dem knallroten Halstuch bringt sozusagen frisches Leben in die Bude. Dies auch in der Hinsicht, daß er seine Sekretärin mitgebracht hat, die junge und bildhübsche Paule Bourgarde, die unübersehbar nicht nur seine Sekretärin ist.

So etwas würde wohl, jedenfalls im Frontbereich, in mancher anderen Armee einige Unruhe auslösen. Nicht so bei der französischen, die auch ihre Soldaten ganz vorne in dieser Hinsicht nicht darben läßt. Denn da gibt es die B.M.C. Ursprünglich bedeutete

General Navarre, Oberkommandierender in Indochina (oben links) wollte mit Dien Bien Phu den Krieg gewinnen, General Cogny, Befehlshaber der Nordregion (oben rechts), sicherte sich rechtzeitig gegen die Übernahme der Verantwortung ab, Vietminh-General Giap (links mit einem anderen Offizier und Ho Chi Minh) nahm Navarres Herausforderung an, Oberst de Castries (oben Mitte) mußte als Festungskommandant die Fehlplanung seiner Vorgesetzten an Ort und Stelle ausbaden

diese Abkürzung einmal „Bataillon Médical de Campagne", also „Feldsanitätsabteilung". Schon lange aber wird sie für eine andere Einrichtung verwendet, für das „Bordel Mobile de Campagne", auf militärdeutsch etwa „FP (mot)" = Motorisierter Front-Puff.

Noch ist die Stimmung gut

Die Mädchen dieser Kampf-Zonen-Bordelle waren meistens Algerierinnen vom Oulad-Nail-Stamm, dessen Frauen fast ausnahmslos bildschön sind und sich traditionell ihre Aussteuer durch Prostitution verdienen. Die Männer in Dien Bien Phu haben es sich angelegen sein lassen, so ziemlich als erstes ein angemessenes Quartier für ein B.M.C. herzurichten, das dann auch alsbald eingeflogen wird. Die fröhlichen Mädchen mit ihrem gutturalen Französisch können nicht ahnen, was ihnen in Dien Bien Phu bevorsteht, es ahnt ja auch sonst kaum einer, jedenfalls auf französischer Seite. Die Stimmung in der ständig wachsenden Festung ist, gegen Weihnachten, immer noch gut.

Einer freilich ahnt um diese Zeit nicht nur, er weiß schon, was geschehen wird, ein Mann, der in einer Laubhütte irgendwo am Waldrand über Generalstabskarten brütet: Vo Nguyen Giap, der Oberbefehlshaber der Vietminh-Armee. Er ist etwas erstaunt gewesen, als sein Gegenspieler Navarre am 20. November plötzlich in das Tal von Dien Bien Phu eingefallen ist, und hat überlegt, was damit bezweckt sei, und abgewartet. Als sich dann von Tag zu Tag deutlicher abzeichnet, daß Navarre sich dort mit einer größeren Streitmacht festzusetzen gedenkt, da beschließt Giap: dies ist der Ort, die große Schlacht zu schlagen. Und zwar dann, wenn er, Giap, es will. Es würde nicht leicht sein – Giap war nicht der Mann, einen Gegner zu unterschätzen –, er würde Zeit brauchen, um dort stark genug zu werden, aber es würde gelingen.

Giap kann das nicht allein entscheiden. Eine unsägliche Anstrengung des ganzen Volkes wird nötig sein, um den Sieg zu erzwingen: diese Entscheidung ist Sache des Zentralkomitees, das in Ho's Hauptquartier zusammentritt. Nach gründlicher Beratung erhält der Genosse Oberbefehlshaber den Auftrag, die große Schlacht vorzubereiten. Am 6. Dezember, dem Tag, an dem de Castries sein Kommando antritt, gehen von Giaps Feldquartier neue Marschbefehle an die vier stärksten Vietminh-Kampfdivisionen heraus. Neues Marschziel: die Randberge des Beckens von Dien Bien Phu. 40 000 Mann setzen sich in Bewegung.

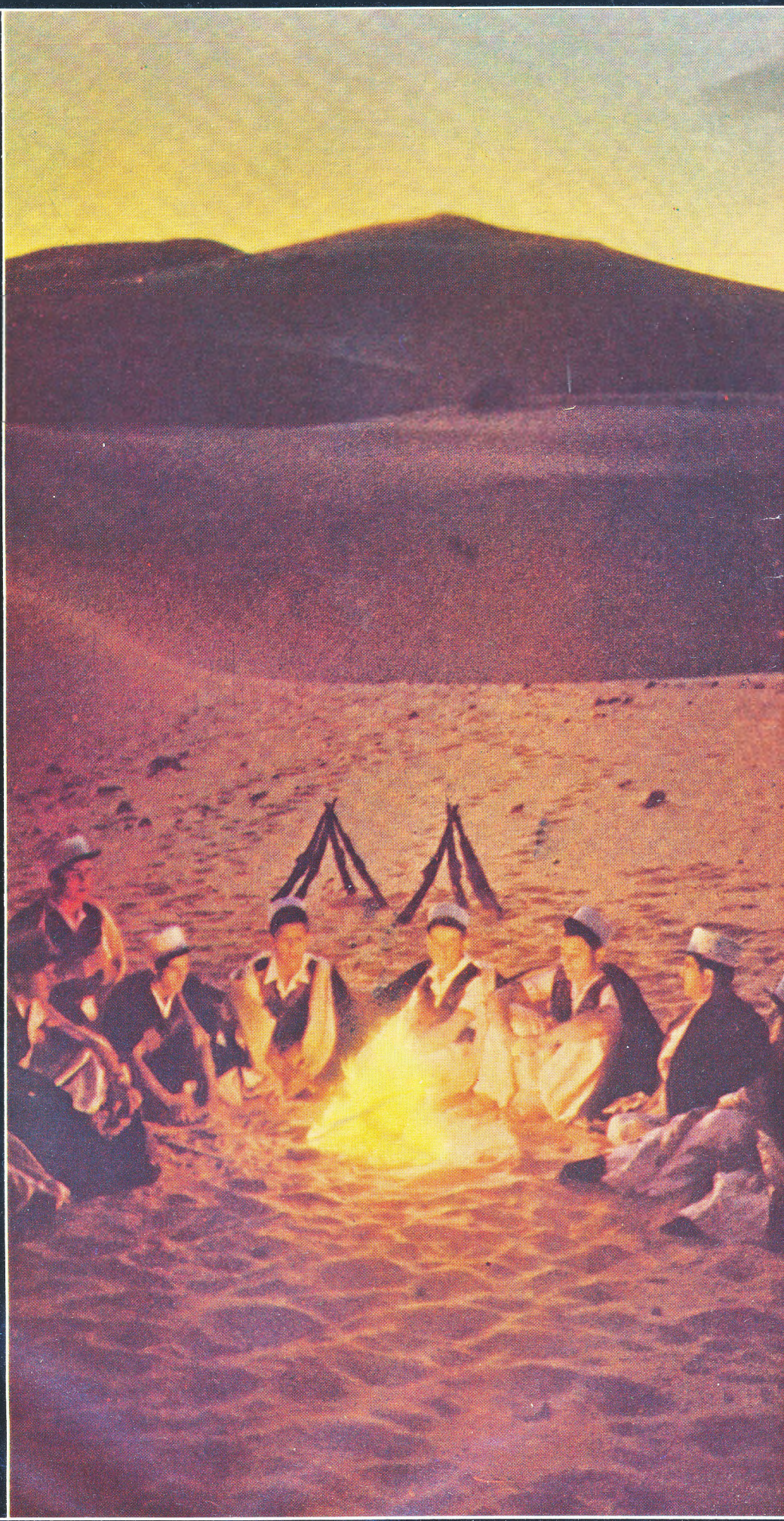
Fortsetzung Seite 452:
Die Festung wächst · Ungeduld und Langeweile · „Wenn sie doch nur endlich kommen würden!" · Ein General meldet Zweifel an · „Dien Bien Phu wird euer Grab" · Der erste Stützpunkt fällt

Fremdenlegion III

Mit dem Aufbau des französischen Kolonialreiches war auch der Stern der Fremdenlegion aufgegangen. Ihre Zeit erfüllte sich, als nach dem Zweiten Weltkrieg dieses Reich zerbrach.

Karlludwig Opitz

DIE HELDEN AUF DEM ALTEN-TEIL



Die Legion war durch den Krieg total ramponiert. Sie mußte sich reorganisieren. Papas Legion war nicht mehr. Aus und vorbei waren die Zeiten, wo der Legionär nach Dienstschluß in blütenweißen Klamotten ins Café, zum Juden ging, um fünf, sechs Bouteillen Pinard zu schlürfen, und hinterher ein bißchen in den Puff zu gehen. Auch das Bagno der Legion gab es nicht mehr: Colomb-Bechar. Das waren noch goldene Zeiten für Schleifer gewesen: Jeder Kompaniechef konnte einen Legionär, der nicht parierte, bis zu dreißig Tagen Prison verdonnern. Im Legions-Jargon hieß der Prison: „das Loch". Mehr war es auch nicht, ein enger, niederer Schweinekoben. Strafen über dreißig Tage, z. B. bei kriminellen Vergehen nach dem Code pénal, verhängte das Militärgericht. Und ab ging's mit dem Legionär nach Colomb-Bechar.

Viermal dreißig Tage Colomb-Bechar war die Höchststrafe, verschärfte Strafabteilung und Chatot (finsteres Loch) nicht inbegriffen.

In den 30er Jahren wurden in Colomb-Béchar aus Stroh und Lehm Ziegelsteine gebrannt. In der Sonne gebrannt. Die Temperaturen ließen das zu: 50° bis 60° Celsius. Pensum für eine Fünf-Mann-Gruppe: tausend Ziegelsteine täglich.

Die Strafabteilung schuftete im Steinbruch. Bewacht wurden die Sträflinge von Nordafrikanischen Schützen; Söhne und Enkel der Chleuhs, der Erbfeinde der Legion.

Um 4 Uhr wurde geweckt. Danach der Aborteimer zur Latrine gebracht. Und

Rast unterm nächtlichen Wüstenhimmel – Bilder wie dieses standen abenteuerlustigen Jugendlichen vor Augen, wenn sie sich zur Legion meldeten

zwar sechshundert Meter im Laufschritt; hin und zurück. Dann: Kaffee. Antreten, sogenannter Frühsport: Hinlegen! Aufstehen! Hinlegen! Aufstehen! Und ab im Laufschritt zur Lehmgrube, zum Steinbruch. Um 9 Uhr gab's einen Brotkanten, Marmelade, auch mal Streichkäse, und einen Becher Wasser. 12 Uhr: Im Laufschritt zurück ins Quartier. Suppe essen. Um 13 Uhr: im Laufschritt zurück an die Arbeit. Von 15 Uhr bis 15 Uhr 10 wurde es human: zehn Minuten Siesta. Weiterarbeiten bis 19 Uhr 30.

Außerhalb des Quartiers hatte sich der Sträfling in alten Schnürschuhen ohne Schnürriemen im Laufschritt zu bewegen; die rechte Hand zum Gruß an die Kopfbedeckung gelegt. Sonntags war Duschen, Klamottenreinigen, Appelle.

Singen, Lachen, lautes Reden, verächtliche Miene gegenüber einem Vorgesetzten wurde mit Chatot bestraft; d. h. der Sträfling wurde im finsteren Loch nackt an die Wand gefesselt und bekam alle vierundzwanzig Stunden nur viermal einen Becher Wasser. Höchststrafe: drei Tage. Legionäre, die Colomb-Bechar hinter sich hatten, waren ruiniert, fast immer dienstunfähig. Da annulierte die Legion den Fünfjahresvertrag und schob den kaputten Mann nach Frankreich ab. Gendarmerie brachte ihn an die belgische, Schweizer oder deutsche Grenze. Und trat dem armen Hund womöglich zum Abschied noch in den Hintern. Nun ja, das war einmal; gehört aber zur Legion.

Inzwischen hatte der Krieg allerlei umgemodelt: andere Ausbildung, neue Waffen, andere Geräte. Der Legionär wurde zuerst einmal zum Allround-Soldaten ausgebildet und dann erst speziell getrimmt: Fallschirmjäger, Chasseur, Pionier, Kampfschwimmer und dergleichen. Ein Legionär, der nach Indochina kam, mußte mehr können, als schießen oder einen Panzer fahren.

Tongking im Norden, Annam im mittleren, Kotschinchina im südlichen Indochina, waren pazifiziert. Die Legions-Quartiere, alle tadellos in Schuß, hatten für die Drecksarbeiten ihre Kulis. Viele Legionäre hielten sich eine gekaufte Frau, eine Congai. Kantinen, Kasinos, alle proper; nie fehlte es an Bier, an Aperitifs. Daß die kleinen gelben Männer, von der 1941 gegründeten Doc Lap Dong Minh, (Demokratische Kampffront für die Unabhängigkeit Vietnams), nicht allzu frech wurden, dafür sorgte man schon. Mit den Japanern, die Indochina im September 1940 mit einigen Schießereien, ansonsten ziemlich friedlich besetzt hatten, kam man ganz gut zurecht. Trikolore und Sonnenbanner flatterten friedlich nebeneinander. Doch im Frühjahr 1945, als die russischen, britischen und amerikanischen Panzer ins Großdeutsche Reich rollten, und Frankreich sich wieder de jure kriegführend den Alliierten angeschlossen hatte, fielen die Japaner über die französischen Garnisonen und Kolonialverwaltungen her. Wer nicht zusammengeschossen wurde, seinen Kopf nicht unter dem Samurai-Schwert verlor, den trieben die Japaner ins Konzentrationslager. Der Chef der Vietminh, Ho Chi Minh, durfte sich freuen; die Kolonialherren hatten sich gegenseitig am Hals. Als dann am 15. August 1945 der japanische Oberkommandierende in Indochina erklärte, für seine Truppen sei der Krieg zu Ende, probten die Viets den Aufstand. Unter Führung von Vo Nguyen Giap rückten sie in das Delta des Roten Flusses ein und besetzten Hanoi. Auch in Saigon, wo die meisten Franzosen lebten, machte sich der Viet Minh breit und terrorisierte, murkste ab, köpfte, schlachtete; bis die Engländer mit mehreren Gurkha-Regimentern in Kotschinchina, in Saigon einrückten.

Die Deutschen kommen in hellen Haufen

Am 2. September 1945, am gleichen Tag als Japan kapitulierte, rief Ho Chi Minh die „Demokratische Republik Vietnam" aus. Aus Frankreich rückten Fallschirmjäger an, danach eine Panzerdivision unter dem Kommando von General Leclerc. Als die Panzer durch das Mekong-Delta rollten, griffen die Viets an; wütend schlugen die Franzosen zurück. Dörfer gingen in Flammen auf. Der alte Haß loderte wieder hoch. Und es begann der „Schmutzige Krieg"; der Krieg der Fremdenlegion.

Niemals zuvor waren so viele Deutsche in die Fremdenlegion eingetreten, wie in den Jahren 1946 bis 1953. In diesen sieben Jahren war die Légion Etrangère wahrhaftig ein deutsches Unternehmen unter französischer Regie. Frankreichs größter Truppentransporter, die Pasteur, rauschte mit jeweils sechstausend Legionären an Bord, wie ein Fährboot zwischen Oran und Saigon hin und her.

Viele der ehemaligen deutschen Soldaten, die damals zur Fremdenlegion gingen, waren heimatlos, oft genug ohne Familie, im Nachkriegsdeutschland diffamiert, oder was immer auch anlag. Jedenfalls kamen sie in hellen Haufen; vom Obergefreiten bis zum U-Boot-Kaleu. Die Legion nahm die Männer mit offenen Armen.

500 Francs bekam der Legionär in den 40er Jahren als Indochina-Prämie bei der Einschiffung. 1500 Francs die Unteroffiziere und 25 000 Francs die Offiziere. Die Monatslöhnung eines Legionärs in Indochina war damals 180 Piaster. Ein Päckchen Zigaretten kostete 8 Piaster, eine Flasche Bier 12 Piaster, eine Hure 60 Piaster.

Die Legion überzog Indochina vom Mekong-Delta bis in den Dschungel im oberen Tongking mit sogenannten Posten. Das waren kleinere, befestigte Quartiere nach dem alten System aus Algerien, Marokko. Der Chef des Postens, oft nur ein junger Sergeant, machte den Honoratioren des Dorfes seine Aufwartung, warnte sie, sich mit den Vietminh einzulassen, forderte Kulis, kaufte Gemüse, Reis, Geflügel. Und erwartete von den Leuten, die sozial hochzivilisiert, gebunden mit unzähligen Konventionen, die sich in dreitausend Jahre alten Sprüchen ausdrückten, daß sie mit Frankreich sympathisierten. Die gleichen Honoratioren bekamen aber auch Besuch von einem Thibé in der schwarzen Uniform der Viets. Der überbrachte zuerst einmal die freundlichsten Grüße von Onkel Ho, forderte Reis, Piaster und Freiheitskämpfer. Und machte darauf aufmerksam, daß jede falsche Ideologie durch Kopfabschlagen prompt ausgemerzt werden kann.

Tausende von Legions-Posten überzogen das uralte Land. Das Oberkommando der Legion residierte in Saigon. Nordwestlich von Saigon, bei Huc Mon hatte sich die 13. Halbbrigade der Fremdenlegion in einer Burg aus Ziegelsteinen eingenistet. Onkel Ho und Genosse Giap kampierten im transportablen Hauptquartier im unwegsamen Berggelände von Tongking; immer in der Nähe der chinesischen Grenze.

Aber auch die Viets bauten Posten. Stets möglichst nahe bei einem Legions-Posten. Die Viet-Posten waren Hütten aus Bambus mit Reisstroh gedeckt, statt LKW's chinesische Fahrräder. Während der Legions-Posten für jedermann sichtbar da stand, waren die Viet-Posten nach bester Manier getarnt. In Nullkommanichts konnten sie demontiert und weggeschafft werden.

Der Befehl für den Chef eines Legions-Postens lautete: mit dem Dorf, den Bauern, den Mönchen, den Honoratioren in friedlichster, freundlichster Nachbarschaft zu verbleiben und für sie möglichst jeden Tag eine gute Tat zu vollbringen. Der Befehl für den Thibé eines Viet-Postens lautetete: Freiheitskämpfer anzuwerben, den Legions-Posten auszuspionieren, seinen Nachschub zu beobachten und bei passender Gelegenheit möglichst viele Legionäre umzubringen. (Ausführliche Berichte mit Selbstkritik, monatlich an Onkel Ho und an den Genossen Giap.)

Das Posten-System der Legion, das einst in Algerien und in Marokko glänzend funktionierte, versagte in Indochina ganz erbärmlich. Das Posten-System des Vietminh hingegen war genial. Nachdem die Viets den Legions-Posten ein halbes Jahr, vielleicht auch ein Jahr und noch länger ausgekundschaftet hatten, griffen sie an.

Hinterher waren sie weg, verschwunden. Andere Viets verminten die Straßen, griffen die LKW-Konvois an. Zwischendurch florierte der Dschungelkrieg mit dem Coupe-coupe, dem Haumesser. Fallschirmjäger, Hubschrauber, Flußboote mit Luftschraubenantrieb stöberten die Viet-Nester auf, vernichteten sie; gleich entstanden neue.

Aus den Viets formierte sich eine Befreiungsarmee. Von Jahr zu Jahr mit besseren Waffen ausgerüstet, meisterhaft getarnt, unwahrscheinlich flink im Rückzug, todesmutig im Angriff, mauserte sie sich zu einem überlegenen Gegner der Legion und der französischen Kolonialtruppen.

Wenigstens sechzigtausend Träger, alte Männer, Frauen, Mädchen, Kinder trabten in den Weihnachtstagen 1953 von der Grenze Chinas Dien Bien Phu zu. Tag und Nacht trabten sie, die Lasten auf Fahrrädern gepackt, über die Dschungelpfade, durch Sümpfe, über die hohen Berge, um der anrückenden Befreiungsarmee Giaps Munition, Lebensmittel, Waffen zu bringen; für den großen Endkampf.

Am 3. Februar 1954, am Tag des Tet-Festes, dem indochinesischen Neujahr, krachten die ersten vietnamesischen Geschütze, 7,5 cm-Kaliber, dann 10,5 cm-Kaliber. Am 8. Mai 1954 verlas im Quartier Viénot in Bel Abbès Colonel Gardy vor der angetretenen Truppe das 91. Camerone der Légion Etrangère: „Wir sind versammelt, um des heroischen Opfers derer, die im Laufe dieses Heldenkampfes in Dien Bien Phu gefallen sind, zu gedenken. Wir erweisen die Ehrenbezeigung vor den Fahnen jener Truppen, die in dieser Schlacht gefallen sind."

Die Clairons bliesen den Totensalut. 10 382 Legionäre waren im „Schmutzigen Krieg" umgekommen.

Der redliche Legionär war ein ordentlicher Legionär; hart ausgebildet, gewaltig gebimst. Er gehorchte auf's Wort. Jeder Sergeant, Capitaine, Colonel konnte sich auf ihn verlassen. Die Quartiere der Legion in friedlicher Gegend, zu friedlichen Zeiten strahlten vor Sauberkeit. Die Stuben, das Bagage-carré, das den Spind ersetzte, der Bettenbau, hätten jeden preußischen Hauptfeldwebel entzückt. Der Legionär, der in den Quartieren der Algérie, Marokkos seine Klamotten selber waschen mußte, war ein Saubermann comme il faut. Das überdachte „Waschlavoir" am Brunnen, wie es verballhornend genannt wurde, war immer von rubbelnden Legionären umlagert. Das wichtigste Requisit der Stube war das Bügeleisen.

Nicht nur im Dienst, erst recht beim Ausgang, kam der Legionär daher wie aus dem

Die Fremdenlegion marschiert in einem ganz eigentümlichen Stil: mit weiten, gravitätisch langsamen Schritten – ein Überbleibsel aus dem Wüstendienst, wo im Sand mit kurzen, schnellen Tritten kein Fortkommen ist

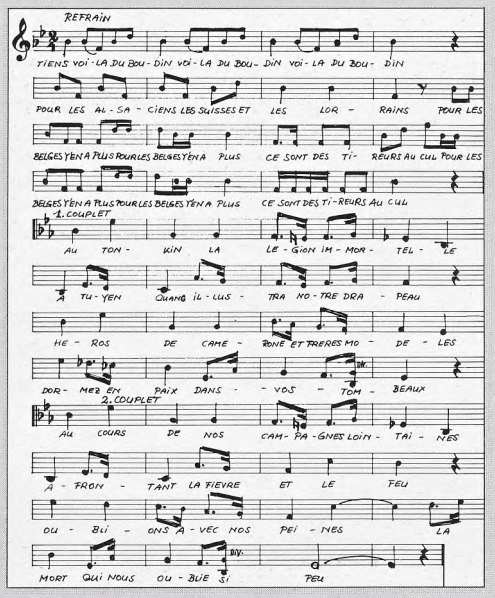
Ei gepellt. Seine Löhnung dagegen war weit über hundert lange Jahre eine Schande. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich der Sold verbessert, und seit Beginn der 70er Jahre gibt's dagegen nichts mehr zu mäkeln. Die Pensionen für die Langgedienten und die Renten für die Versehrten sind inzwischen dem Index der französischen Armee angeglichen.
Im übrigen wurde in der Fremdenlegion von jeher gut gegessen und gewaltig gesoffen; wenigstens bis 1940. Auch gefeiert wurde fleißig. Am 1. Januar brachten die Legionäre den Unteroffizieren ihre Glückwünsche dar, die Unteroffiziere den Offizieren. Das alles mit Festessen und viel Wein. An den Heiligen Drei Königen baten die Unteroffiziere die Legionäre zum Dreikönigessen, die Offiziere in Erwiderung der Neujahrswünsche die Unteroffiziere. Am 30. April, am Tag von Camerone, wurde drei Tage lang gefeiert. Morgens, nach der Flaggenparade und dem Defilee fing das schon an; mit Weißwein, Sardinen, Brathähnchen. Das Große Souper war stets die heißgeliebte Blutwurst. Und wenn der Küchenbulle seine Knochen nicht riskieren wollte, dann bittesehr mit Sauerkraut.
Zu Weihnachten standen in den Legions-Quartieren die Krippen, farbig beleuchtet. Mit Ochs und Esel und dem lieben Jesulein. Man soll's nicht glauben, doch so war's einmal.

Büttel für die Politiker?

Seit den Herbsttagen 1954 tobte in Algerien der Freiheitskampf der Araber gegen die Franzosen. Frankreich, das die drei nördlichsten Departements des Landes: Constantine, Oran und Algier seit 1881 als französisches Territorium verwaltete, betrachtete den Aufstand der „Front de Libération" (FLN) als Rebellion, und schlug mit einer Polizeiaktion hart zurück.
Ende der 50er Jahre waren um die fünfhunderttausend Gendarmen, Kolonialtruppen und reguläre Einheiten der französischen Armee, darunter die Elite-Truppe der Paras, mit der Aktion befaßt. Eineinhalb Millionen Araber wurden zwangsweise umgesiedelt, um sie so besser unter die Fuchtel zu bekommen; über einhundertfünfzigtausend Araber wurden umgebracht.
Für die Legionäre, die aus Indochina zurückkamen, und auch für die Legionäre in den algerischen Quartieren, war die Rebellion eine innerfranzösische Angelegenheit; trotzdem mußte die Fremdenlegion selbstverständlich mit ran. Totschießen, armselige Fellachendörfer niederbrennen. Doch da war kein richtiger Schwung dahinter. Die Legion hatte die Schnauze voll, immer nur auf die Ärmsten der Armen einzudreschen. Ja, wenn die Araber, die Chleuhs, wie in alten Zeiten die Legion bekämpft hätten, dann wäre das was anderes gewesen. Aber den Büttel für die Gendarmerie, für die Politiker machen?

„Tiens, voilà du boudin"

Fremdenlegionärs Blutwurst-Marsch



Refrain
Hier ist die Blutwurst, die Blutwurst, die Blutwurst,
Für die Elsässer, die Schweizer und die Lothringer,
Nur die Belgier kriegen nichts,
Denn das sind Drückeberger.

1. Strophe
In Tongking vor Tuyen Quang hat die unsterbliche Legion unsere Fahnen mit Ruhm bedeckt.
Ihr Helden von Camerone, unser brüderliches Vorbild,
Ruht in Frieden in euren Gräbern.

2. Strophe
Wenn wir in die Ferne ziehen
wo Fieber und Kugeln auf uns warten,
Wollen wir mit unseren Sorgen auch den Tod vergessen, der uns ja nie vergißt.

Hinzu kam: die Legion war ausgeblutet. Neue Rekruten kamen kaum noch. Wer meldete sich schon in jenen Tages des europäischen Wirtschaftswunders für die Légion Etrangère? Doch nur Bestußte und mickrige Ganoven. Und sollten die altgedienten Legionäre ihre sauer erworbenen Epauletten riskieren? So schoben denn auch die Generale Massu und Salan die müde gewordenen Helden, ausgenommen die Fallschirmjäger, an die Sperrgitter der tunesischen und marokkanischen Grenze und in die südlichen Regionen ab.
In Daya, in Hassi Falh, in Hassi Messaoud und Noumerate bewachten die Legionäre die französischen Erdölbohrungen; von Colomb-Bechar aus kontrollierten sie an die dreißigtausend Kilometer Wüsten-Pisten. Und scherten sich was um den politischen Kuddelmuddel, der die Fremdenlegion von 1954 bis 1961 jedes Jahr mit einem anderen Kommandierenden General belästigte: Cherrière, Lorillot, Salan, Challe, Crepin, Gambiez und Ailleret.
Beim Generalsputsch gegen de Gaulle, am 22. April 1961, machte die Fremdenlegion nicht mit. Colonel Brothiers, Kommandeur des 1. Fremdenregiments in Bel Abbès, beschied die aufständischen Generale am Telefon: „Da die Legion ihrer Definition nach eine Fremdenlegion ist, wird sie in einer rein französischen Angelegenheit keinerlei Schritte unternehmen."
Die Legion ließ sich entwaffnen und marschierte hinter Stacheldraht oder wurde in ihren Quartieren arretiert.
General de Gaulle, nunmehr Präsident der V. Republik, der der Fremdenlegion einiges von seiner Karriere zu verdanken hatte, gewährte dem kaputten Orden mit dem weißen Käppi das Gnadenbrot im Exil.

Militärischer Trachtenverein

Die Legionäre demontierten das gewaltige Monument ihrer Toten im Quartier Viénot, buddelten im „Karree der Legionäre" die Leiche von Colonel Rollet, dem „Vater der Legion" aus, sowie die Leiche von Major Aage, Prinz von Dänemark, und die Leiche des letzten gefallenen Legionärs in Algerien. Und schafften das alles, zusammen mit der Holzhand des Capitaine Danjou, des Helden von Camerone, und den alten Fahnen über's Mittelmeer nach Aubagne; eine Kleinstadt bei Marseille.
Am Abend des 24. Oktober 1962 verließen die letzten siebenhundert Legionäre die alte Heimat, das Quartier Viénot in Sidi Bel Abbès.
Frankreich, traditionsbewußt wie kein anderes Land, päppelt die Légion Etrangère als militärischen Trachtenverein weiterhin durch. Kleinere Detachements gammeln auf Korsika herum, auf Tahiti, in Djibouti und in Guyana.
Vorbei, verweht sind die Zeiten, wo die geschlagenen Chleus vor den Legionären im Sand lagen und zum Zeichen ihrer Niederlage, ihrer Trauer, den blökenden Hammeln die Hälse c ischnitten. Verklungen ist das Geschre., der Jubel der jüdischen und spanischen Händler, der Huren, wenn die Legionäre nach Wochen des Wüstendienstes ins Quartier zurückkehrten.
In Afrika und Marokko, im hohen Atlas und in der Wüste bleichen ihre Knochen. Und in Vietnam beäugelt mancher Reisbauer gar liebevoll, hin und wieder, den von roten Ameisen blankgenagten Schädel eines besiegten Legionärs.
Tiens, voilà du boudin . . .

Indien III

Johannes Sandler

Unter Großbritanniens Staatswappen herrschten der Vizekönig und fünftausend Verwaltungsbeamte über vierhundert Millionen Inder – bis 1947. Am 14. August dieses Jahres, um Null Uhr, begann Indiens Unabhängigkeit. Aber es war nicht die Unabhängigkeit, die ihr

UM MITTERNACHT DIE FREIHEIT

Vorkämpfer Gandhi gewollt hatte. Der Prophet wurde von den Politikern überspielt. Und die schufen zwei indische Staaten – Quelle der schrecklichsten Leiden für das Volk.

Mountbatten, der neue Vizekönig von Indien, war uralter europäischer Hochadel. Er war königlich-britisches Establishment. Doch innerhalb dieser Nobilitäten war er beinahe ein Radikaler.

Die Ladies schätzten ihn als Beau. Die Gentlemen im Club würdigten seine Witze. Er war imponierend in Uniform und sweet in Tweed. Er kannte Asien. Er hatte mit den Anhängern Ho Chi Minhs zu tun gehabt und mit Sukarnos Rebellen in Indonesien. Er hatte den Freiheitskämpfern in Burma gegenüber gestanden und den Kommunisten in Malaya. In den Londoner Salons spielte er vollendet den Snob. In der Politik besaß er genügend Verstand, um die nationalistischen Bestrebungen in Asien zu verstehen und zu akzeptieren, daß unabhängige Staaten dort wohl die Zukunft darstellten.

Indien kannte er nur oberflächlich. Bislang hatte er sich durchaus mit dem flapsigen Briten-Spruch zufriedengegeben: „In Indien riecht alles, bloß nicht die Rosen." Nun, da er im März 1947 als letzter Vizekönig Einzug in Neu-Delhi gehalten hatte, um das Land in die Unabhängigkeit zu entlassen, galt es, sich ernsthaft mit dem gewaltigen Subkontinent auseinanderzusetzen, dessen Völkerschaften so verwirrend vielfältig waren. Bei allem Bemühen, Indien zu verstehen, empfand Mountbatten doch britisch. Er teilte den Kummer aller Engländer, daß ihre Herrschaft hier vorbei sein sollte. Flossen die Trauertränen der Kolonial-Romantiker nicht zu recht?

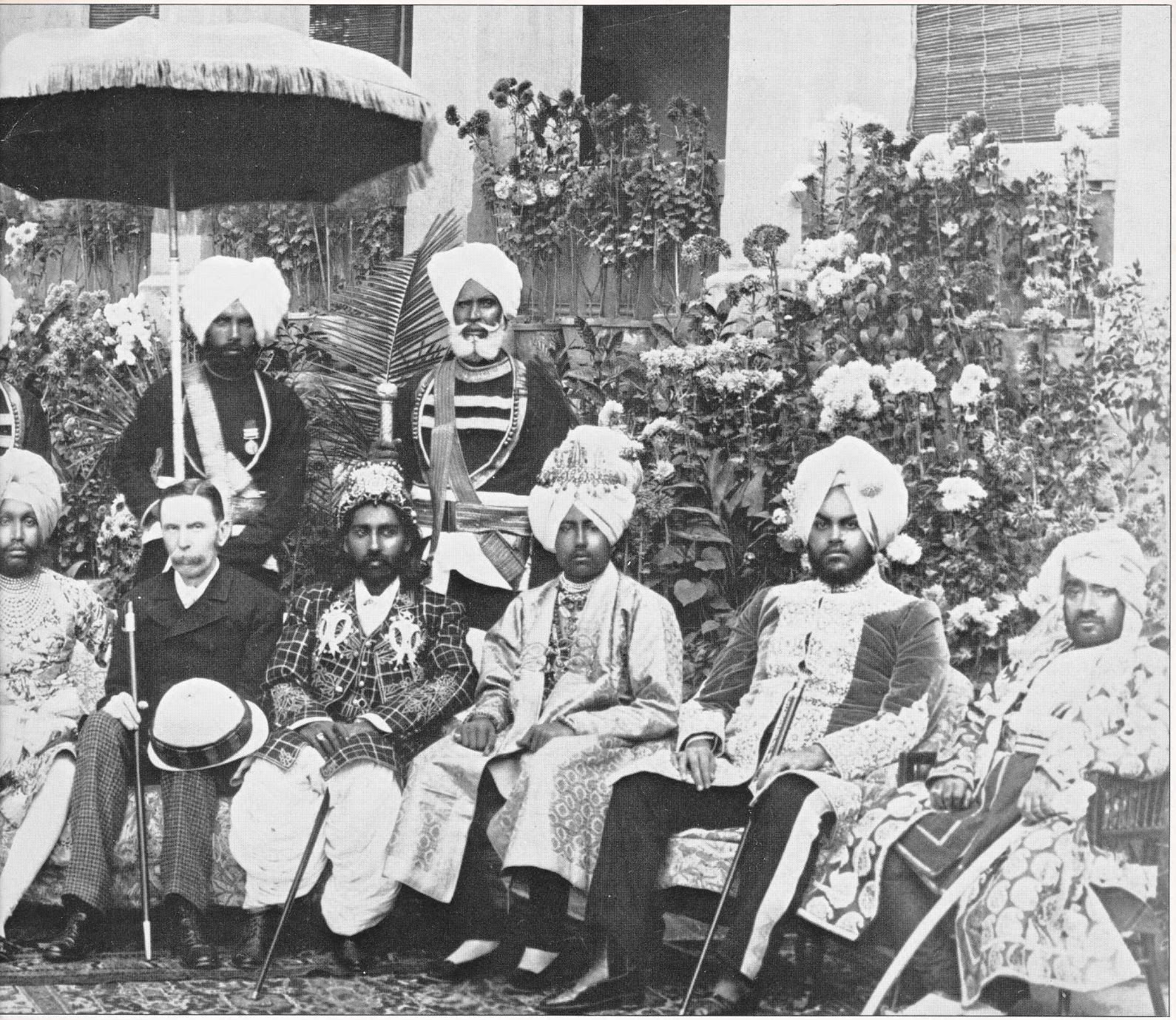
„Indien war ein riesiges Gelände, wo die englische Oberschicht sich im Freien tummeln konnte." Das hatte James Mill, der englische Philosoph, schon 1817 geschrieben. Da kamen die jungen Militärs von der Sandhurst-Akademie oder die Jura-Studenten von Oxford und Cambridge. Sie traten ihren Dienst in Indien an, bereit, die harte Schule durchzustehen. Sie wurden als Kolonial-Lehrlinge an einsame Außenposten versetzt, wo sie oft die einzigen Weißen in 100 Meilen Umkreis waren. Mit 25 Jahren trug mancher Leutnant oder Jung-Beamte die alleinige Verantwortung für ein Gebiet, das größer als Schottland war.

Vier Jahre nach dem Oxford-Examen konnte ein Jurist in irgendeinem Teil Indiens allein das Recht verkörpern. Er reiste mit Schlafzelt, Badezelt, Empfangszelt durch seinen Distrikt, versehen mit Dienerschaft und Leibgarde. Unterwürfig näherten sich ihm die Einheimischen, und der einsame Brite machte ihnen den Prozeß, entschied ihre Streitfälle und war im Namen seines Königs ein kleiner Camping-König, der jeden Morgen weiterzog zum nächsten Zelt-Gerichtsplatz und der jeden Abend zum Zelt-Dinner für sich allein korrekt Smoking anlegte, während ihm sein Leib-Boy servierte.

Es war, trotz Smoking, ein strapaziöses Leben, bei dem der Kolonial-Lehrling sich

Indiens Fürsten erfreuten sich der britischen Gunst, je mehr nationalistische Strömungen in den Massen wuchsen. „Ihrer Majestät Beamter hat zum Teebesuch fünf Maharadschas, zwei Radschas und einen Nawab" lautet die Unterschrift zu diesem Bild aus Englands glanzvoller Kolonialzeit

den Anspruch auf den Status des Kolonial-Herren erwarb. Dann durfte der Tüchtige seine dreißig- oder vierzigjährige Indienlaufbahn vollenden in den glanzvollen Briten-Gettos von Bombay, Kalkutta, Lahore, Simla oder Delhi, wo sich über seinem Haupt die Zimmerventilatoren kühlend drehten und wo jede Party zum üppigen Fest gedieh mit je einem Diener pro Gast. Dort verwalteten sie das Land und spielten Kricket, Tennis und Rasenhockey. Sie machten ihre indischen Untertanen zu Meistern im Hockey.Die Inder brachten ihnen dafür das Polospiel bei. 1829 wurde in Kalkutta der erste Golfclub gegründet. Im Himalaya, in 4000 Meter Höhe, befand sich der höchste Golfplatz der Welt. Wer auf sich hielt, brachte seine Golfschläger in einem Golfbeutel unter, der aus einem Elefantenpenis gefertigt war. Allerdings schrieb die Regel vor, daß der Golfer den Elefanten selbst geschossen haben müsse. Ob Beamter oder Offizier, ihr Leben in Indien war anfangs entbehrungsreich und am Ende herrlich. Das Sterben auf ungewöhnliche Art gehörte zum Risiko, das gelassen auf sich nahm, wer sich für den Indien-Dienst entschieden hatte. Natürlich gab es die Toten durch Malaria, Cholera oder Rebellenkugeln. Doch waren das nicht die Todesarten, über die im Club zu plaudern sich gelohnt hätte. Da zählten nur Spezialitäten des Sterbens, die zu rühmen man sich abends auf der Veranda versam-



melte bei Sonnenuntergang, bei sundown, wo einem der weißgekleidete Diener den sundowner reichte, den ersten Whisky zum Wohle der samtweichen indischen Dämmerung. Mit einem Blick über den englischgestutzten Rasen wurde der fabelhaften Fälle gedacht, um die jeder im fernen London Hockengebliebene sie gewiß beneidete.

. . . 1866 wurde Leutnant St. John Shawe auf dem Weg zu einer Dame vom Panther gefressen . . . 1871 starb General Henry Durand höchst beachtenswert. Er saß auf seinem Elefanten und ritt in Tonk unter einem Torbogen hindurch. Der Torbogen war zu niedrig. Der Elefant kam durch. Der General schlug sich oben den Schädel ein. Er hatte nach allen Seiten das Volk gegrüßt und nicht nach vorn geschaut . . . 1904 wurde Schwester Mary vom Missionsdienst der Church of England beim Unterricht in der Schule in Sinka von einem niederbrechenden Balken erschlagen. Ameisen hatten das Schulgebäude ausgehöhlt . . .

Über die wahrhaft tragischen Todesfälle wurde nicht gesprochen. Auf den englischen Friedhöfen in Indien sprach die auffallend große Zahl der Kindergräber umso deutlicher. Die britischen Familien zahlten einen hohen Preis dafür, in Indien zu sein. Viele Kinder überstanden das mörderische Klima nicht.

Die altgedienten Kolonialbeamten machten dem neuen Vizekönig klar, welches Paradies die Briten nach 350 Jahren Anwesenheit nun verlassen sollten. Kummervoll fügten sie sich ins Unvermeidliche. Gleichzeitig meldeten sie bei Mountbatten ihre Zweifel an, ob dieses Land überhaupt fähig wäre, sich selbst zu regieren.

Die Moslems wollten unbedingt einen eigenen Staat haben, den sie Pakistan zu nennen beabsichtigten: das Land der Reinen. Denn 100 Millionen Moslems im Nordwesten und Nordosten fürchteten sich davor, als Minderheit unter der Fuchtel von 300 Millionen Hindus zu leben. Beide Religionsgruppen verabscheuten sich zutiefst und metzelten sich, wenn der Fanatismus sie überkam. Den Moslems trauten die Engländer die Führung eines Staates eher zu, da jene in Allah einen Gott der Ordnung hatten.

Das Indien der Hindus aber mit den unzähligen Gottheiten konnten die Engländer sich ohne strenge britische Zucht nur als Chaos vorstellen. Wie sollte eine Nation funktionieren, die aus 275 Millionen Hindus bestand (davon 70 Millionen Unberührbare!) und dazu – trotz Pakistan – noch 50 Millionen Moslems beherbergen würde, ferner 7 Millionen Christen, 6 Millionen Sikhs, 100 000 Parsen und 24 000 Juden, die vor Urzeiten

aus der babylonischen Gefangenschaft nach hier verschlagen worden waren?
Es gab 15 offizielle Sprachen und 845 Dialekte. Das Urdu der Moslems wurde von rechts nach links gelesen. Das Tamil der Madrasis wurde von oben nach unten geschrieben. Wenn ein dunkelhäutiger Mann aus dem Süden mit dem Kopf nickte, meinte er „ja". Wenn ein hellhäutiger aus dem Norden nickte, meinte er „nein". Die Menschen im neuen Staat, die frei sein wollten, würden sich untereinander nur verständigen können, wenn sie englisch redeten – die bisherige Herrschaftssprache.
Im neuen Indien würden ebensoviele Leprakranke leben wie Schweizer in der Schweiz und ebensoviele Priester wie Belgier in Belgien. Die Bettler könnten einen eigenen Staat von der Einwohnerzahl Hollands bilden. Es gab 15 Millionen heilige Männer und 10 Millionen ewige Wanderer ohne festen Wohnsitz, die Berufe ausübten wie Schlangenbeschwörer oder Fakir. Es gab 3 Millionen Gottheiten und 10 Millionen Gläubige, die jährlich Hungers starben. Aus all dem sollte eine Nation werden können?
In dem verwirrenden, gewaltigen Land gab es auch noch schillernde Paradiesvögel, die 565 Maharadschas, erbliche absolute Souveräne. Der Maharadscha von Kaschmir gebot über ein Land von beachtlichem Ausmaß. Andere Radschas hausten in baufälligen Mini-Residenzen und regierten ein Reich von der Größe eines Stadtparks. Einige Fürsten besaßen nur das Nötigste, während andere unvorstellbare Schätze ihr eigen nannten.

Eine Spielzeugeisenbahn aus Silber

Der Maharadscha von Baroda trug ein Hofgewand aus gesponnenem Gold. Der Nawab von Dschunagadh richtete seinen Hunden Appartements mit Telefon ein. Der Maharadscha von Alwar benutzte Kinder als Köder für die Tiger, die er zu jagen gedachte. Der Nawab von Rampur hatte auf seinem Thron ein Sitzkissen aus Goldfäden. Da hinein war ein Loch geschnitten. Unter dem Loch befand sich der goldene Nachttopf. Die Geschäfte des Regierens und des Verdauens verband der Fürst täglich zu einer einzigen Sitzung. Es hieß von ihm, er unterdrücke zwar sein Volk, nie aber eine Blähung. Fürst Bhupinder Singh hielt 350 Frauen im Harem, Fürst Hari Singh hielt den Weltrekord im Dauer-Entenschießen.
Der Maharadscha von Gwalior spielte verrückt mit seiner elektrischen Eisenbahn. Der riesige Tisch in seinem Bankettsaal, wo er seine Staatsgäste empfing, war sein Bahngelände. 76 Meter Schienen aus massivem Silber waren im Palast verlegt. Tunnels führten in die Küche. Die Köche verluden die Speisen in die Waggons. Der Chefkoch pfiff Abfahrt. Der Fürst an der festlichen Tafel hatte das Schaltpult vor sich und los ging die Reise.

Passiver Widerstand war das erfolgreiche Kampfmittel der indischen Unabhängigkeitsbewegung. Hier hat sich einer von Gandhis Anhängern vor einen Karren gelegt, der englische Waren transportiert

Manchmal ließ der Herrscher seinen Freß-Expreß mehrmals um den Tisch kurven. Kaviar, Kapaun und Käsehäppchen zogen zum Entzücken des weichenstellenden Herrschers ihre Bahn, bis Hoheit trillerte und jeden Gang exakt vorm jeweiligen Gast bremste. Einmal entgleiste der Saucen-Waggon und bekleckerte das Diplomatische Korps. Der Maharadscha amüsierte sich köstlich und rangierte kichernd Champagner herbei.
Es war die längste Eisenbahn der Welt aus reinem Silber, die der Herrscher von Gwalior sein eigen nannte. Dafür besaß der Nizam von Haiderabad den längsten Namen. Er hieß: Rustum-i-Dauran Arustu-i-Zeman Wal Mamalik Asif Jah Nawab Mir Osman Alkhar Bahadur Musafrul Mulk Nizam al-Mulk Sipah Solar Fateh Jang. Er war der reichste Mann der Welt. Lässig hatte er den Engländern im Ersten Weltkrieg 100 Millionen Dollar gespendet. Ihm gehörte der Jacob-Diamant, 280 Karat schwer. Der Nizam benutzte den zitronengroßen Edelstein als Briefbeschwerer. Seine Juwelen – Saphire, Smaragde, Rubine, Diamanten – lagen in den Kellerräumen seines Palastes gehäuft wie Kohlen. Stets hatte er zehn Millionen Dollar in bar im Haus, eingewickelt in Zeitungspapier. In einem Teil seines gewaltigen Gartens parkten mehrere Dutzend Lastwagen. Vom drückenden Gewicht ihrer Ladung waren sie bis zu den Achsen eingesunken in den Boden. Die Ladung bestand aus massiven Goldbarren.
Ob Maharadscha oder Fakir, Moslem oder Hindu, in einem waren alle Inder gleich: in ihrer totalen Abhängigkeit von den Astrologen. Kinder wurden ausgesetzt, wenn ein Astrologe feststellte, sie seien unter einem unheilvollen Stern geboren. Selbstmörder ließen sich die beste Stunde errechnen, bevor sie sich den Tod gaben. Sonntage und Freitage waren grundsätzlich Unglückstage.
Als Mountbatten, der Vizekönig, sich klar darüber geworden war, daß eine Teilung des Subkontinents in die freien Staaten Pakistan und Indien offenbar unumgänglich sei, und als er einsah, daß Eile geboten wäre, beschloß er nach Beratungen mit dem Hindu-Führer Nehru und dem Moslem-Führer Jinnah die Unabhängigkeit für Mitte August 1947. Auf einer Pressekonferenz wurde er nach dem exakten Datum gefragt. Er nannte den 15. August. Es war eine rein zufällige Festlegung des Zeitpunktes, weil ihm eingefallen war, daß zwei Jahre zuvor, am 15. August 1945, Japan kapituliert hatte. Sofort bekam der Vizekönig den immensen Einfluß der Astrologen zu spüren. Ein Blick in den Kalender hatte alle Sternkundigen im Land erkennen lassen, daß dieser 15. August ein Freitag war, also ein Unglückstag. Und die astrologischen Berechnungen ergaben darüber hinaus weitere schlimmste Prognosen.

Groteske Folgen

Swami Madananand, der Chef-Sterndeuter von Kalkutta, schrieb dem Vizekönig im Namen seiner Kollegen: „Geben Sie aus Liebe zu Gott Indien seine Unabhängigkeit nicht am 15. August. Wenn danach Überschwemmungen, Dürre, Hungersnot und Massaker folgen, dann deshalb, weil das freie Indien an einem Tag geboren wurde, der unter dem Fluch der Sterne stand."
Der Vizekönig, dem auch ohne Prophezeiungen genug Unheil schwante, änderte sofort den Termin. Die Stunde der Freiheit wurde für den 14. August 1947, Null Uhr, festgesetzt.
Die Teilung des Subkontinents bewirkte Folgen, die ebenso übel wie manchmal grotesk waren. Um den Forderungen der Moslems nach ihrem Staat Pakistan nachzukommen, mußten zwei eigenständige Gebiete Indiens geteilt werden: der Pandschab im Nordwesten und Bengalen im Nordosten. So wurde Pakistan als Mißgebilde geboren, abgespalten von Gesamt-Indien und in sich selbst nochmals zweigeteilt – wobei die beiden Teile durch 1500 Kilometer indischen Staatsgebiets voneinander getrennt waren.
Die Politiker bezeichneten die Teilung als „notwendigen chirurgischen Schnitt", obwohl ihnen an den Grenzlinien etwa Bengalens deutlich werden mußte, daß hier nur künftiges Unheil festgeschrieben wurde. Ostbengalen kam zu Indien, Westbengalen zu Pakistan. Die Grenzlinie bedeutete den programmierten wirtschaftlichen Ruin.
85 Prozent der Welt-Juteproduktion kam aus dem Teil, der Pakistan zugesprochen wurde. Aber auf diesem Gebiet gab es keine einzige Fabrik für die Verarbeitung von Jute. Dafür befanden sich auf dem Teil

Bengalens, der Indien zugedacht war, über 100 Jutefabriken, dazu der Hafen Kalkutta, über den seit je die Bastfaser in alle Welt verschifft worden war. Doch dort, wo es den Hafen und die Fabriken gab, da gab es kein Jute.

Die Beamten beginnen zu zählen

Dennoch machte sich der Subkontinent unverdrossen daran, alles lebende und tote Inventar aufzuteilen. Es galt, die Erbmasse der britischen Herrschaft „gerecht" in pakistanische oder indische Verwaltung überzuleiten. 80 Prozent des „Erbes" fiel an Indien, 20 Prozent an Pakistan. Die Bargeldbeträge der Banken waren säuberlich zu trennen, ebenso die Briefmarken der Postämter und auch die Bücher der Bibliotheken. Kein Moslem-Häftling durfte in einem Gefängnis bleiben, das demnächst auf indischem Boden stünde, kein kranker Hindu in einem Hospital, das nun bald zum Moslem-Staat gehörte. Überall in dem gewaltigen Land fingen Beamte an zu zählen: die Stühle in den Behörden, die Schränke in den Kasernen, die Besen in den Spinden, die Bleistifte und die Tintenfässer auf den Schreibtischen.

Das Landwirtschaftsministerium in Delhi teilte dementsprechend unter anderem 6 Hutständer mit Spiegel und 50 Hutständer ohne Spiegel auf. Auch die vorhandenen 40 Nachttöpfe wurden nicht übersehen. Man stritt sich um das Tafelgeschirr in der Residenz von Simla und um die Musikinstrumente der Polizeikapelle von Lahore. Die Teilung betraf auch 1,2 Millionen Hindus, Sikhs, Moslems und auch Engländer, die bisher zusammen die stolze Indische Armee dargestellt hatten. Zwei Drittel der Soldaten bildeten nun die künftige Armee Indiens, ein Drittel die Streitmacht Pakistans.

Die öffentlichen Bibliotheken wurden halbe-halbe geteilt: eine Lexikon-Ausgabe etwa ging mit den Buchstaben A–K an Indien, die Bände von L–Z bekam Pakistan. Es geschah, daß engstirnige Bürokraten ein Buch, von dem es nur ein Exemplar gab, in der Mitte durchrissen. Über einen einzigen Punkt der langen Liste dieser wahnsinnigen Inventur gab es keinen Streit: die Bestände der Weinkeller in den Residenzen gingen insgesamt in indischen Hindu-Besitz über, weil Allah den pakistanischen Moslems den Alkoholgenuß sowieso verbot.

Die Aufteilung des toten Inventars hatte zwar oft lächerliche Auswirkungen. Für die Menschen aber bedeutete der „chirurgische Schnitt" der Politiker blankes Entsetzen und unermeßliches Leid. Noch am Tag vor der Unabhängigkeit mahnte der 77jahrige Gandhi: „Die Teilung wird ein grausames Gemetzel auslösen!" In Tausenden von Dörfern, so prophezeite er, werde nun Freund über Freund, Feind über Feind, Nachbar über Nachbar herfallen. „Generationen von Indern werden den Preis des Irrtums bezahlen müssen, den zu begehen man sich anschickt."

Niemand hörte auf den alten Mann, der in der Vergangenheit doch so oft recht behalten hatte, dessen Weisheit man aber nun überdrüssig geworden war.

In der Nacht zum 14. August 1947, nach Null Uhr, bejubelten die Menschen die Stunde der Freiheit. Die Gefühle schwappten über, und in dem Freudentaumel gingen die ersten Greuelnachrichten zunächst unter.

In der Moslem-Stadt Lahore schnitt man die Hindu- und Sikh-Viertel von der Wasserversorgung ab. In der schrecklichen Hitze wurden die Menschen wahnsinnig vor Durst. Wenn Frauen und Kinder sich aus den Häusern wagten und um einen Eimer Wasser bettelten, wurden sie von Moslemhorden getötet.

Während die Stadtverwaltung von Amritsar im Pandschab noch ihre Unabhängigkeitsfeier veranstaltete, suchten Sikhs ein Moslemviertel heim und machten alle männlichen Einwohner nieder. Die Frauen wurden in den „Goldenen Tempel" geschleppt, vergewaltigt und abgestochen.

Totenzug Nr. 10

Innerhalb von 24 Stunden wurde der Bahnhof von Amritsar zum Flüchtlings-Wartesaal. Tausende von Hindus lagerten hier, die aus dem pakistanischen Teil des Pandschabs geflohen waren. Am Nachmittag des 15. August wurde der Down Expreß Nr. 10 aus Lahore erwartet, der weitere Hindu-Flüchtlinge bringen sollte. Der Zug lief ein und hielt. Niemand stieg aus. Bahnhofsvorsteher Chani Singh lief von Wagen zu Wagen und schrie: „Ihr dürft aussteigen. Das hier ist Amritsar. Wir sind Hindus und Sikhs. Ihr braucht keine Angst zu haben." Als der Bahnhofsvorsteher dann eine Abteiltür öffnete, sah er das Grauenhafte. Der Boden des Abteils war mit Leichen bedeckt. Der entsetzte Beamte lief den Zug entlang Abteil lagen die Toten gestapelt. Der Down Expreß Nr. 10 war ein Totenzug.

Moslems hatten den Zug überfallen und allen Hindus die Kehle durchgeschnitten, die Schädel eingeschlagen, die Eingeweide herausgerissen. An die Seitenwand eines Waggons hatten die Mörder mit weißer Farbe gepinselt: „Dieser Zug ist unser Unabhängigkeitsgeschenk für Nehru!"

Die Freiheit brachte eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes. Sechs Wochen lang durchtobte der Mordrausch das Land, bewirkt durch den plötzlichen Zusammenbruch des bisherigen Herrschaftssystems. Eine Tat löste die andere aus, ein Greuel führte zum nächsten. Hindus, Sikhs und Moslems fielen wie rasend übereinander her. Sie brachten sich um mit Sensen, Hockeyschlägern, Messern, Hämmern und Ziegelsteinen. Sie mordeten mit ihren Händen und töteten trampelnd mit ihren Füßen. In den Straßen von Lahore strömte buchstäblich das Blut. Über Amritsar lag der Verwesungsgestank. In Simla jagten die Sikhs, die militanteste Bevölkerungsgruppe, auf Fahrrädern hinter den Moslems her, schwenkten ihre Schwerter und trennten radelnd den Gejagten die Köpfe ab. In Sheikhpura trieben die Moslems alle Sikhs und Hindus in ein Warenlager der Landwirtschaftsbank. Mohammedanische Armee-Deserteure mähten die Zusammengepferchten mit Maschinengewehrgarben nieder. In einem Pandschab-Grenzdorf brieten Sikhs vier Moslem-Säuglinge wie Ferkel am Spieß. Die Moslem-Patienten im Tbc-Sanatorium von Kassauli wurden von ihren Hindu-Ärzten auf die Straße gejagt und höhnisch aufgefordert, doch zu Fuß nach Pakistan zu gehen ...

Der Preis der Freiheit

Auch das Elend der Überlebenden war grausam. Ströme von Moslems verließen Indien und versuchten, Pakistan zu erreichen. Umgekehrt versuchten sich Millionen von Sikhs und Hindus aus Pakistan zu retten. Die Massenflucht in jeder Richtung führte zu einem Bevölkerungsaustausch, der neue Greuel und neues Elend produzierte. Eine menschliche Flutwelle wogte auf den Straßen. Zehneinhalb Millionen, so registrierte später die Statistik, bewegten sich jeweils in die Richtung, wo sie zu überleben hofften.

Die genaue Zahl der Toten, die den Preis für die Freiheit zu zahlen hatten, konnte nie festgestellt werden. Im Chaos gab es keine Bürokratie, die sich mit dem Zählen hätte beschäftigen können. Die höchste Schätzung sprach später von 2 Millionen Toten. Der indische Richter Khosla, der eine amtliche Erhebung über die Massaker anzustellen hatte, schätzte „mit aller Vorsicht als niedrigste Zahl" eine halbe Million Tote. Der englische Historiker Moon markierte „als Untergrenze" 250 000 Tote. In der Erinnerung der Menschen stellten sich die ersten Wochen der Freiheit jedoch als ein einziges Blutbad dar.

Die beiden frisch ernannten Ministerpräsidenten der neuen Staaten Indien und Pakistan, Jawaharlal Nehru und Liaquat Ali Khan, trafen sich in einem Flüchtlingslager. Über das Unglück, das ihre Völker betroffen hatte, brachten sie lediglich einen banalen Dialog zustande, der protokolliert wurde. „Wir waren doch Brüder", sagte Nehru. „Wie hat dies nur geschehen können?" Liaquat antwortete achselzuckend: „Unsere Menschen haben den Verstand verloren."

Fortsetzung Seite 462:

Gandhi schockiert seine Anhängern: Der 77jährige nächtigt bei einer 19jährigen · Der Mörder liest amerikanische Krimis und betet zur Göttin der Zerstörung · 3 Kugeln töten den Mahatma · Millionen trauern, als der Heilige verbrannt wird.

DER STORCH UND DER WINDHUND

Von Ernst Udet gesteuert, gab das erste Kurzstart-Langsamflugzeug der Welt, Fieseler Fi 156, im Juli 1937 beim Luftmeeting in Zürich sein internationales Debüt. Genügsam und narrensicher diente der „Storch" im 2. Weltkrieg der Luftwaffe als „Fliegender Kübelwagen" in vielfältigen Rollen, so u. a. als Nahaufklärer sowie als Verbindungs- und Sanitätsflugzeug. Die Kasseler Fieseler-Werke sorgten unbeabsichtigt für den Weiterbau nach dem Krieg, als sie 1942/43 einen Teil der Serienfertigung in die Tschechoslowakei und zu Morane-Saulnier in Puteaux bei Paris verlegten. Die französische Version MS 500/01 flog wie das deutsche Original mit einem schlanken Reihenmotor, die Version MS 502 Criquet hingegen erhielt einen Salmson-Stern-Motor. Unter rot-weiß-blauer Kokarde wehrten sich die hochbeinigen Schulterdecker erneut beim Indochinakrieg. Die letzten flugfähigen Exemplare des französischen Expeditionskorps gingen sogar als „Helden von Dien Bien Phu" in die Literatur ein. – Der dreiachsige Panzerspähwagen M8 trug den Spitznamen „Greyhound" („Windhund") zu Recht. Von besonders schnittiger Linienführung gehörte er am Schluß des 2. Weltkriegs zur Standardausrüstung der amerikanischen Aufklärungseinheiten. Die französische Armee verwendete zahlreiche Exemplare aus US-Überschußbeständen in Indochina. Für einen Einsatz beim Dschunkrieg war der Achttonner mit dem Chassis des 2,5 t GMC LKW allerdings nicht konstruiert worden. Der deutsche Bundesgrenzschutz übernahm in den 50er Jahren einige M8 Exemplare für den Polizeieinsatz. Heute ist er fast überall ausgemustert.

Langsam- und Kurzstartflugzeug Morane

Triebwerk: ein Argus AS 10 oder ein Renault 6 Q Reihenmotor von 240 bzw. 230 PS
Startgewicht: 1 294 kg max.
Nutzlast: 390 kg oder 2 Passagiere
Höchstgeschwindigkeit: 175 km/h
Mindestgeschwindigkeit: 38 km/h bis 51 km/h (mit ausgefahrenen Landeklappen) je nach Gegenwind
Startstrecke: 75 m
Landerollstrecke: 125 m
Spannweite: 14,25 m

Französischer Panzerspähwagen (amerikanischer Herkunft) M8 „Greyhound"

Gewicht: 7,5 t
Bewaffnung: eine 3,7 cm-Kanone und ein 7,62 mm MG im offenen Drehturm; ein 12,7 mm MG im Drehkranz
Besatzung: 4 Mann
Panzerung: bis zu 50 mm
Fahrbereich: rd. 600 km
Höchstgeschwindigkeit: 90 km/h
Länge: 5,00 m
Breite: 2,54 m
Höhe: 1,92 m

Zionismus IV

Igor Sentjurc

GEBT UNS EREZ ISRAEL!

Diese Forderung stellte David Ben Gurion 1936 einem arabischen Gesprächspartner. „Erez Israel", das biblische „Land der Israeliten", reichte vom Mittelmeer im Westen über das Jordantal, das Tote Meer und den ausgetrockneten Araba bis zur Wüste im Osten und zum Sinai im Südwesten. Ben Gurions Argument: „Wir kehren in unser eigenes Land zurück!" Für die Araber war das keine Verhandlungsbasis, eher eine Art Kriegserklärung der Juden.

Lieber Lord Rothschild!
Es ist mir ein großes Vergnügen, Ihnen namens der Regierung Seiner Majestät die folgende Sympathie-Erklärung für die jüdisch-zionistischen Bestrebungen zu übermitteln, die dem Kabinett unterbreitet und von ihm gebilligt worden ist:
Die Regierung Seiner Majestät betrachtet die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, wobei es sich versteht, daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder die Rechte und die politische Stellung der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte."
Mit diesem Brief – der sogenannten Balfour-Declaration –, den wir hier zitieren, ging eine Phase in der Geschichte des Zionismus zu Ende. Eine neue begann. Der Brief war ein Meilenstein: Die endgültige Anerkennung der zionistischen Bewegung durch eine führende Weltmacht und die erste konkrete Zusage an die Juden. Von den einen wird er als die Magna Charta des Zionismus betrachtet – und von den anderen als ein klarer Beweis britischer Doppelzüngigkeit.
Nun, die Balfour-Deklaration war das alles und noch einiges mehr – und mit Sicherheit auch ein Dokument des Prinzips divide et impera[1], mit dem die Engländer ihr koloniales Imperium geschaffen, zusammengehalten und regiert haben. Palästina wurde nämlich gleich dreimal vergeben: an die Araber, an die Juden und zum dritten auch noch als Kriegsbeute an sich, an England selbst.
1915, im zweiten Kriegsjahr, stand es nicht besonders gut um die britische Streitmacht. In Frankreich hatte sich der Krieg verhärtet; die Grabenkämpfe forderten einen ständigen, entsetzlich hohen Blutzoll; auf der Halbinsel Gallipoli zeichnete sich im Kampf um die Dardanellen eine Niederlage ab: man hatte die Türken, die an Deutschlands Seite gegen die Alliierten kämpften, doch unterschätzt, was sich nun rächte. Es ging darum, im Kampf gegen das Osmanische Reich neue Bundesgenossen zu gewinnen – die Araber.
Im Oktober 1915 – zwei Jahre vor der Balfour-Declaration – ließ die britische Regierung ihren Hochkommissar in Ägypten, Sir Henry McMahon, einen Brief an den Scherif von Mekka, (König) Hussein, schreiben. Darin wurden den Arabern nach einem Sieg über die Türken mit arabischer Hilfe jene Gebiete versprochen, „die in den vom Scherifen von Mekka vorgeschlagenen Grenzen liegen." Dazu gehörte auch Palästina!
Nur ein halbes Jahr später, im Mai 1916, vereinbarten Sir Mark Sykes vom englischen Foreign Office (Außenministerium) und Charles Picot im Namen der französischen Regierung etwas anderes: Das zuvor den Arabern versprochene Land sollte unter England und Frankreich aufgeteilt werden. Auch dazu gehörte Palästina, im sogenannten „Sykes-Picot-Akommen" als „braune Zone" bezeichnet. In dieser Zone sollte eine internationale Verwaltung eingerichtet werden, „über deren Form in Übereinstimmung mit Rußland und den anderen Alliierten und den Vertretern des Scherifs von Mekka entschieden werden soll", wie es wörtlich hieß.
Das Abkommen sollte natürlich geheim bleiben und blieb das auch – bis zur russischen Revolution. Ende November 1917 veröffentlichten die Russen unter anderen Dokumenten auch dieses, „um vor der Weltöffentlichkeit die Machenschaften der imperialistischen Mächte aufzudecken und den Schacher mit Völkern an den Pranger zu stellen."
Die Weltöffentlichkeit interessierte sich zu dieser Zeit, als der Krieg in sein viertes Jahr ging und Tag für Tag ungezählte Opfer forderte, als die Agonie eines ganzen Zeitalters und einst mächtiger Reiche und Dynastien begann, kaum für englische Intrigen im fernen Arabien. Um so mehr interessierten sich dafür freilich diejenigen, die es am meisten anging, die Araber. Doch ihre Proteste beeindruckten London kaum. Man nahm sie zur Kenntnis, wie man den Brief des legendären Oberst Lawrence – Lawrence of Arabia –, der mit König Husseins Sohn die arabischen Kamelreitertruppen zum Sieg über die Türken geführt hatte und nun voller Bitterkeit alle seine Orden zurückschickte, zur Kenntnis nahm: „Ich habe die höchsten Ideale und die Freiheitsliebe der Araber als bloßes Werkzeug im Dienste Englands ausgebeutet!"
Jetzt sahen die Araber auch die Balfour-Declaration in einem neuen Licht. Zunächst hatten sie dagegen kaum etwas einzuwenden gehabt: Eine verstärkte jüdische Einwanderung in Palästina bedeutete Geld und damit Belebung der Wirtschaft. Die Situation änderte sich allerdings grundlegend, wenn die Juden nicht als loyale Mitbürger in ein arabisches Palästina einwanderten, sondern in eine von England beherrschte internationale Zone.
Hatten die Zionisten am Ende recht, wenn sie die „nationale Heimstätte in Palästina", wie es in der Balfour-Declaration hieß, im Sinne eines „nationalen jüdischen Staates" interpretierten? War dieser jüdische Staat das eigentliche Ziel der Internationalisierung Palästinas?
Der erste Weltkrieg wurde von den Alliierten gewonnen, das große Schachern um Völker, Länder, Interessensphären und Kolonien begann. Wie nicht anders zu erwarten, vergaß man dabei gern und oft die Versprechungen, die man in Zeiten der Not gegeben hatte. Wie es das Sykes-Picot-Abkommen vorsah, teilten England und Frankreich das einstige Reich der Osmanen bis auf die Rumpf-Türkei untereinander auf. Dabei sprach man nicht von neuen Kolonien, sondern von „Mandatsgebieten des Völkerbundes", was praktisch dasselbe bedeutete. Palästina kam an England.
Es wäre müßig, sich über die verschlungenen Pfade der Politik einer Kolonialmacht, über unerfüllte Versprechungen – in diesem Fall an die Araber –, Doppelzüngigkeit, Wortbrüche und dergleichen zu empören. Das eben nannte man: Politik. So war die Welt beschaffen, in der die Araber ihr legitimes Recht auf Palästina anmeldeten, die Juden ihr gleichfalls legitimes Recht auf eine nationale Heimstatt ebendort – und England, wie es meinte, seine legitimen Interessen als Großmacht. Nun hatte diese Großmacht die stärksten Argumente – sprich: Kanonen –, behielt recht und die Legitimation, in Palästina weiterhin seine Interessen zu verfolgen.
So schluckte die englische Kolonialmacht den Happen. Doch der Knochen würde ihr im Hals stecken bleiben, wie die Zukunft

Die Haganah (hebräisch „Selbstschutz") war vor der Staatsgründung die stärkste Militäreinheit der Juden. Aber auch die Briten bedienten sich der Haganah gegen aufständische Araber. Unser Bild: Ein englischer Offizier führt eine berittene jüdische Patrouille in den Kampf

[1] lat.; (Teile und herrsche): Stifte Unfrieden unter denen, die du beherrschen willst.

zeigen sollte – eine Zukunft, die in Palästina geprägt war von tragischen Mißverständnissen und einem absolut ausweglosen Dilemma.

Die neuere Geschichte Palästinas kann nachgerade als Schulbeispiel für die Untauglichkeit der herkömmlichen Politik der Gruppeninteressen zur Lösung schwieriger Probleme dienen und als Beweis für die These von der Zwangsläufigkeit der Gewaltanwendung in einer Welt, die von Gruppeninteressen bestimmt wird.

Jahrtausende hindurch bestritt der Mensch den Kampf ums Dasein, indem er nur als Mitglied einer Gruppe (Familie, Sippe, Stamm, Volk) überleben konnte, und um zu überleben, andere Gruppen bekämpfen mußte. Betrug,Diebstahl, Zerstörung, Notzucht, Raub, Mord – Taten dieser und ähnlicher Art wurden nur dann als kriminelle Handlungen angesehen, wenn sie von einzelnen Mitgliedern innerhalb einer Gruppe zum Schaden anderer Mitglieder begangen wurden. Im Kampf der Gruppen untereinander wurden sie zu Heldentaten umgewertet.

Auch heute denkt man in diesen überlieferten Kategorien weiter,nach denen das Wohlergehen der Gruppe, in die man zufällig hineingeboren wurde, wichtiger sei als selbst das physische Uberleben einer anderen; nur deshalb ist es möglich, daß selbst Völkermord als legitimes Mittel im Kampf um die vermeintlichen Interessen der eigenen Gruppe angesehen wird.

Erdrückende Übermacht

Nach wie vor entscheiden Menschen – Politiker, Staatsmänner, Souveräne, Militärs, Funktionäre, Diplomaten, Patrioten, Idealisten und so weiter – „nach bestem Wissen und Gewissen" – zum Wohle ihrer eigenen und zum Nachteil der gegnerischen oder feindlichen Gruppe. Trotz einer Erfahrung, die in die graue Urzeit zurückreicht, als der keulenschwingende Ahne des heutigen Menschen seinem Nachbarn den Schädel einschlug, scheint man noch immer nicht zu begreifen, daß sich dieses Handeln „nach bestem Wissen und Gewissen" im vermeintlichen Interesse der eigenen Gruppe am Ende zwangsläufig auch gegen diese richtet; denn es löst kein einziges zwischen den Gruppen bestehendes Problem, sondern führt zu einer Eskalation von Mißverständnissen, bis es keinen anderen Ausweg mehr zu geben scheint als Gewaltanwendung und Krieg.

Vor 1914 waren die Beziehungen zwischen Juden und Arabern in Palästina gar nicht so schlecht. Sie waren Nachbarn, und wie unter Nachbarn überall in der Welt, gab es zwischen ihnen nicht nur Konflikte, sondern auch gute Zusammenarbeit. Den jüdischen Siedlern, die nach Palästina gekommen waren, wurde ja sehr schnell klar, daß sie nicht in ein leeres, sondern ein besiedeltes Land gekommen waren. Und an der guten

Nachbarschaft mit den Arabern waren sie schon deshalb interessiert, weil sich diese in einer gewaltigen Übermacht befanden: von den rund 700.000 Einwohnern Palästinas vor Ausbruch des ersten Weltkrieges waren nur 85.000 Juden.
Den Arabern wiederum fiel es nicht leicht, während der ersten und vor allem der zweiten *Alija*[2] eine Handvoll junger Juden aus Osteuropa ernst zu nehmen. Was waren das für merkwürdige Leute, die sich am Tage auf steinigen Feldern plagten, Sümpfe trockenlegten, Brunnen gruben und Kühe melkten – und nachts in ihren kargen Unterkünften beim Licht der Petroleumlampen unter Bildern von Theodor Herzl und Karl Marx saßen und leidenschaftlich über die Verfassung des sozialistischen Staates Palästina diskutierten? Eines Staates, in dem beide Bevölkerungsteile selbstverständlich gleichberechtigt und in voller Harmonie miteinander leben würden?
„Die Juden müssen sich mit ihren Blutsbrüdern, den Arabern und Armeniern, vermischen", schrieb noch 1921 Arthur Ruppin, ein führender Zionist. „Sie müssen eine kulturelle Gemeinde freier Menschen bilden, um das Niveau der menschlichen Kultur im gesamten Osten zu heben." Darin sah Ruppin die einzige Rechtfertigung des Zionismus. „Herzls Begriff vom jüdischen Staat war nur möglich, weil er die Anwesenheit der Araber (in Palästina) ignorierte."

Der arabische Widerstand

Doch gerade diese Männer der zweiten *Alija* – die Gründer – sollten am Ende gegen den erbitterten Widerstand der Araber den jüdischen Staat Israel erkämpfen.
Eine Ironie des Schicksals, ein weiterer Widerspruch der an Widersprüchen so reichen Geschichte: Allzuoft haben gerade diejenigen Zionisten, die wie Ruppin für gute Beziehungen und enges, harmonisches Zusammenleben mit den Arabern eintraten, ungewollt zur Verschärfung des Konfliktes beigetragen.
Da war – zum Beispiel – der Agronom Chaim Margalit-Kalvarisky, der schon seit 1895 in Palästina lebte. Er war fest davon überzeugt, daß eine arabisch-jüdische Verständigung die wichtigste Voraussetzung jeder erfolgreichen zionistischen Politik sei. Er setzte sich auch besonders eifrig dafür ein. Dennoch war es gerade Kalvarisky, der mit Landkäufen für die Juden im Distrikt Tiberias erstmals einen arabischen Widerstand größeren Ausmaßes provozierte: Weil durch ihn von 1899–1902 etwa die Hälfte des Distrikts von jüdischen Landgesellschaften erworben worden war, sprach man auf arabischer Seite zum erstenmal von Entnationalisierung und Überfremdung Palästinas – Schlagworte, die seitdem aus der Geschichte arabisch-jüdischer Beziehungen nicht mehr wegzudenken sind.
Nach der Revolution der Jungtürken gegen den Sultan Abd al Hamid wurde die ohnehin korrupte Verwaltung des Osmanischen Reiches völlig kopflos. Die Sicherheitsverhältnisse waren schlechter denn je, Bandenunwesen griff um sich, nomadische Beduinen zogen auf Raub aus.
Damals gründeten die Juden ihre kleine Schutzmacht, die *Haschomer*[3], mit dem Ziel, sich vor Überfällen zu schützen. Ein verständliches Bedürfnis nach mehr Sicherheit – und zugleich ein neues Mißverständnis: *Haschomer* war für viele Araber nur ein Beweis dafür, daß die Juden beabsichtigten, nach und nach die Macht in Palästina mit Waffengewalt an sich zu reißen. Der arabische Nationalismus – früher ein unbekannter Begriff – wurde geboren und griff schnell um sich. Es kam zu immer hitzigeren Auseinandersetzungen. Überfälle fanden statt, die nicht mehr mit Bandenunwesen zu erklären waren. Es gab die ersten Opfer auf beiden Seiten. Tote, Verletzte, Mord und Vergeltung. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Es hatte begonnen, als der erste Jude mit dem zentralen Gedanken des Zionismus nach Palästina gekommen war, hier endlich eine Heimstätte in einem noch zu gründenden unabhängigen jüdischen Staat zu finden. Und es sollte zum arabischen und jüdischen Schicksal werden – es war unabwendbar.
In der Euphorie nach der Durchsetzung der Balfour-Declaration setzte sich Weizmann zum Ziel, „Palästina so jüdisch zu machen, wie England englisch" war. Mit seinem Charme, dem Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner unwiderstehlichen Überredungskunst machte er sich nun daran, die wachsenden arabischen Befürchtungen zu zerstreuen und die Idee der arabisch-jüdischen Zusammenarbeit zu verbreiten. Kurz vor Ende des ersten Weltkrieges begab er sich nach Akaba, wo er mit dem arabischen Thronfolger Feisal zusammentraf. Die Gespräche mit Feisal, der von Weizmann außerordentlich angetan war, verliefen zur beiderseitigen vollsten Zufriedenheit. Dazu trug der Umstand bei, daß man ja einen Prügelknaben zur Hand hatte: Für alle Mißverständnisse der Vergangenheit wurden türkische Intrigen verantwortlich gemacht. Man einigte sich auf ein Abkommen, in dem Feisal auf alle arabischen Ansprüche in Palästina verzichtete. Hier sollte ein jüdischer Staat errichtet werden, vorausgesetzt, daß sich die arabischen Forderungen nach einem großarabischen Königreich erfüllten.
Sie erfüllten sich nicht. Und nur wenige Monate später behauptete Feisal, er könne sich nicht erinnern, je ein solches Abkommen unterschrieben zu haben ...
So ähnlich verliefen alle Kontakte führender Araber und Zionisten – im Sand. Der ratlose Weizmann sprach das leidige Problem vor einer Versammlung amerikanischer Juden vier Jahre nach seinen Unterredungen mit Feisal an:
„In Palästina lebt ein Volk, das sich unserem Kommen widersetzt. Mit diesem Volk müssen wir uns arrangieren. Aber wie?"
Weder er noch ein anderer fand die Antwort auf diese Gretchenfrage.
Ein letzter Versuch zu Verhandlungen fand im April 1936 statt. Die Gesprächspartner waren David Ben Gurion und der arabische Historiker und Politiker George Antonius. Dieser meinte, daß er die Argumente der Zionisten verstehe, daß den Arabern jedoch keine andere Möglichkeit bleibe, als sich der Überflutung Palästinas durch die Juden mit allen Mitteln zu widersetzen. Nach seiner Meinung gebe es auch in Zukunft keinen Weg, um arabische und jüdische Ansprüche miteinander zu versöhnen.
David Ben Gurion antwortete:
„Wir kehren nicht einer Laune wegen in dieses Land zurück. Für uns ist es eine Existenzfrage, eine Frage auf Leben und Tod. Wir werden hierherkommen, ob es nun eine arabisch-jüdische Verständigung gibt oder nicht. Gewaltakte werden uns nicht aufhalten. Wenn wir die Wahl zwischen Verfolgung in Deutschland, Polen oder anderen Ländern und Unruhen in Palästina haben, ziehen wir Palästina vor. Dennoch frage ich, was für uns beide besser ist – einander zu helfen oder uns zu bekämpfen?"
Ben Gurion schlug als Lösung des Problems eine jüdische Autonomie innerhalb einer großen Föderation unabhängiger arabischer Staaten vor – und großzügige wirtschaftliche Hilfe für die Araber.
Wie groß denn das Territorium sein solle, das den Juden zur Besiedlung freistünde, wollte Antonius wissen: „Welches ist dieses Gebiet?"
„Das Gebiet von Erez Israel", antwortete David Ben Gurion.
„Wo verlaufen die Grenzen von Erez Israel?" fragte Antonius.
„Die Grenzen von Erez Israel sind aus der Geschichte bekannt."

„Ein arabisches Problem"

„Grenzen sind immer künstlich. Heute werden sie hier gezogen, morgen dort ... Welches Gebiet meinen Sie also?"
„Es ist das Land zwischen dem Mittelmeer im Westen und der Wüste im Osten, zwischen Sinai im Süden und der Jordanquelle im Norden."
„Sie schließen also Transjordanien mit ein?"
„Natürlich", sagte Ben Gurion. „Ist der Jordan etwa die Grenze von Erez Israel? Er ist ein israelischer Fluß."
„Sie glauben also, von uns das zu bekommen, was Ihnen nicht einmal England zugestanden hat?" fragte Antonius. „Aber das ist arabisches Land! Und wir haben das Recht auf volle Souveränität."
„In Syrien sicher. Aber in Erez Israel waren wir vor euch. Wir kehren in unser eigenes Land zurück."
Das sagte David Ben Gurion abschließend. Es war endgültig. Weizmann wollte sich in

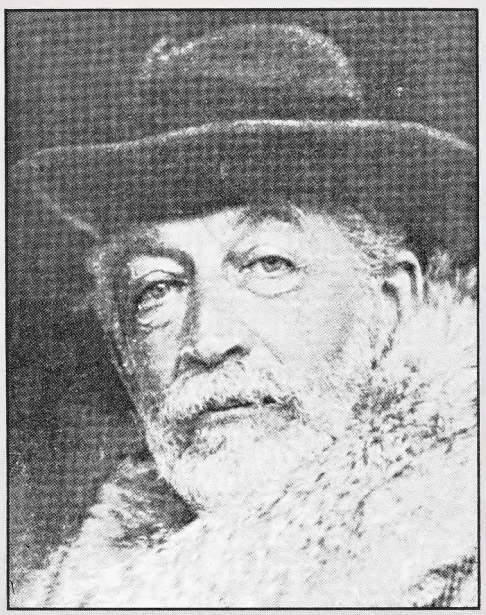
[2] jüdische Einwanderung.
[3] jüd., v. Schomer: Wächter.

Palästina noch arrangieren. Ben Gurion – als Sprecher einer neuen Generation von Zionisten – nicht mehr. Wie Menachem Ussischkin, ein russischer Zionistenführer von der alten Garde, hätte auch er sagen können:
„Überall auf der Welt gibt es ein jüdisches Problem. Und was unternehmen die Menschen dagegen? Hier in Palästina gibt es eben ein arabisches Problem. *Ma Jesch Laasot* – da kann man eben nichts machen."
Im großen und ganzen waren die zwanziger Jahre trotz sich verhärtender Fronten in der Geschichte des Palästina-Mandats eine verhältnismäßig ruhige Periode. Es schien sich zu bestätigen, was ein führender Zionist meinte:
„Die Araber sind ein unbeständiges, temperamentvolles Volk. Sie sind leicht erregbar, aber sie beruhigen sich auch schnell wieder. Sobald der *Jischuw*[4] in Palästina stärker und zahlreicher geworden ist, werden ihn auch die Araber allmählich akzeptieren."
Der Strom der jüdischen Einwanderer lief langsam, aber stetig weiter: Zwischen 1924 und 1929 kamen fast 50 000 Juden nach Palästina.
„Die Zahl der Einwanderer ist ein zuverlässiges Barometer für die politischen Verhältnisse in Europa. Je schlechter es den Juden geht, je stärker sie verfolgt werden, desto höher ist diese Zahl. Palästina war der letzte Ausweg. Er ist unsicher, voller Steine und Dornen. Aber immerhin – es gibt einen. Früher hatten die Juden nicht einmal das."
Diese Worte eines jüdischen Journalisten sollten sich in den dreißiger Jahren auf eine makabre Weise bestätigen.
Die Ruhe vor dem Sturm ging 1929 zu Ende. In diesem Jahr kam es zu wiederholten Zwischenfällen an der Klagemauer in Jerusalem und im August zu ausgedehnten Unruhen in ganz Palästina, die zuweilen pogromartige Ausmaße annahmen: In Hebron wurden vom aufgehetzten arabischen Mob 60 Juden erschlagen, in Safed 44. An der Verantwortung des fanatisch antisemitischen Mufti von Jerusalem und seiner Partei bestanden keine Zweifel. Von nun an gab es zwischen Arabern und Juden kaum noch einen Dialog, der nicht unter dem Schatten der Toten vom August 1929 gestanden hätte.
Im Dezember 1932 trat die Deutsche Zionistische Föderation zu ihrer letzten Tagung vor Hitlers Machtergreifung zusammen. Ihr Vorsitzender, Karl Blumenfeld, warnte in einer besorgten Rede die Mitglieder davor, Hitler und die Nazis auf die leichte Schulter zu nehmen: „Es ist zu befürchten, daß die Juden in Deutschland bald zu Staatsbürgern zweiter Klasse degradiert werden."
Man nannte Blumenfeld einen Pessimisten und Schwarzseher. Sicher, die Juden waren besorgt, die nazistischen Parolen gaben ihnen zu denken, der ansteigende Antisemitismus auch unter der übrigen Bevölkerung war nicht zu übersehen. Doch sie hatten nie das Gefühl einer akuten Gefahr. Man glaubte, Hitler würde es trotz ständig wiederholter Drohungen nicht wagen, sein höllisches Programm zu verwirklichen.
„Selbst wenn er an die Macht kommen sollte – was zu bezweifeln ist –, es bedeutet eines, Führer einer extremen politischen Partei oder sogenannten Bewegung zu sein, und ein anderes, Regierungschef in einem zivilisierten und kulturell so hochstehenden Staat wie Deutschland", schrieb damals ein jüdischer Kommentator.
Hitler kam an die Macht. Und spätestens im April 1933, nach dem antijüdischen Boykott und der Errichtung erster Konzentrationslager, konnte es keine Illusionen mehr geben. Selbst dem größten Optimisten unter den Juden mußte klar werden, daß Führer einer extremen Partei und Regierungschef in einem Staat wie Deutschland unter Umständen doch das gleiche sein konnte.
Der Zionistische Kongreß von 1933, der in Prag abgehalten wurde, sprach es deutlich aus: Für deutsche Juden gab es keine andere Möglichkeit mehr, der tödlichen Gefahr zu entkommen, als Deutschland zu verlassen. Und es sei die wichtigste Aufgabe des Zionismus, die deutschen Juden vor der Vernichtung retten.
Eine schwere Aufgabe. Zu jener Zeit war die zionistische Bewegung schwach, uneinig, besaß kaum finanzielle Hilfsmittel. Dennoch sollte sie die Führung in den Bemühungen um Hilfe für die europäischen Juden übernehmen, die von Verfolgung, wirtschaftlichem Ruin und physischer Vernichtung bedroht waren.
Nicht nur in Deutschland. Denn faschistische und antisemitische Bewegungen schossen überall aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen. In Italien wurden antijüdische Gesetze erlassen. In Rumänien gab die Regierung bekannt, daß die Staatsbürgerschaft aller Juden überprüft würde; mindestens die Hälfte von ihnen müsse verschwinden. Ein Regierungssprecher: „Ob sie auswandern oder im Schwarzen Meer ersaufen wollen, das kann sich jeder nach Belieben aussuchen." In Polen fanden immer häufiger Pogrome statt. Judenverfolgungen in Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien, selbst in Frankreich – überall, wohin man sah.
Das Ausmaß der Katastrophe übertraf sehr bald die ärgsten Befürchtungen. Die Nürnberger Gesetze von 1935 erweiterten die antijüdische Gesetzgebung im Dritten Reich. Nur während der olympischen Spiele 1936 lockerte man die antisemitischen Zügel etwas – um sie danach umso straffer wieder anzuspannen.
Anfang 1938 fragte im Schwarzen Korps, dem offiziellen Organ der SS, ein Leitartikler: „Wohin mit den Juden?" Und gab darauf selber die Antwort: „Hinaus aus Deutschland!" Neue drakonische Maßnahmen wurden ersonnen, um sie dazu zu zwingen. Sie kulminierten in der Reichskristallnacht

[4] Etwa: der Geist des Judentums, die Juden schlechthin.

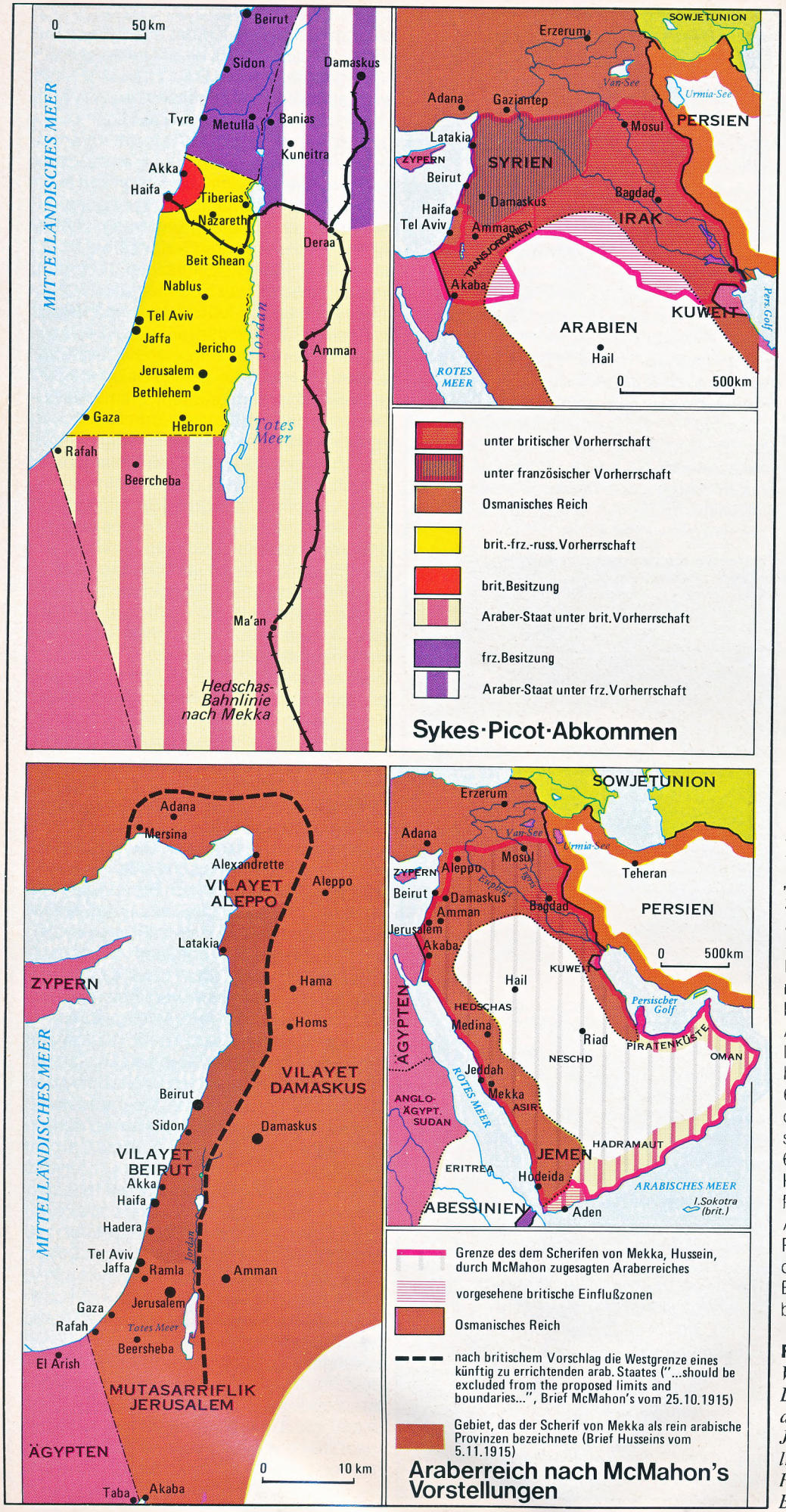
EIN UNPOLITISCHER MACHT WELTPOLITIK

Die Balfour-Declaration, schrieb ein Mitarbeiter Chaim Weizmanns, sei „an den Lord (Rothschild) und nicht an das jüdische Volk gerichtet worden, weil dieses keine Adresse hatte, während der Lord eine sehr vornehme besaß." Das ist nur eine halbe Wahrheit; denn der Wissenschaftler, Kunstsammler und Ästhet Edmond de Rothschild, im Grunde ein unpolitischer Mensch, war eine kurze Zeitlang für die Welt der vornehm und herrisch funkelnde Mittelpunkt des Zionismus und damit auch die Adresse des jüdischen Volkes. Weizmann selber zweifelte an, ob es in den zweitausend Jahren der Diaspora überhaupt noch „eine Persönlichkeit gegeben hat, die der bemerkenswerten Gestalt des Barons Edmond de Rothschild, des Gründers der jüdischen Siedlungen im Heimatland, gleicht oder mit ihr verglichen werden kann."



Baron Edmond de Rothschild

Es war Politik in Reinstkultur, was Rothschild betrieb, wenn er den jüdischen Kolonien in Palästina mehr Geld schickte als alle anderen Juden dieser Erde zusammen, auch wenn er dem Zionismus lange Zeit halb skeptisch, halb gleichgültig gegenüber stand. Auch, wenn er sich seine Gaben diktatorisch von den Siedlern mit Gehorsam honorieren ließ. Erst als er Geld anbot, um die Gründung einer hebräischen Universität zu ermöglichen, waren in Rothschilds Überlegungen zionistische Motivationen auch für die jüdische Öffentlichkeit klar erkennbar. Und als er 1914 die von ihm finanzierten Siedlungen nach fünfzehnjähriger Abwesenheit wieder besuchte, wurde das ein einziger Triumphzug. Spätestens bei dieser Gelegenheit legitimierten die jubelnden Palästina-Siedler den Baron Edmond de Rothschild als Adressaten einer so hochpolitischen Botschaft, wie die Balfour-Declaration drei Jahre später es war.



Alle Beteiligten wurden betrogen, als die Briten die gleichen Landstriche den Arabern versprachen (1915), unter sich und den Franzosen aufteilten (1916, Sykes-Picot) und Teile davon in der Balfour-Deklaration (1917) den Juden für ihren Staat zusicherten. Am Ende waren die Betrüger selber die Betrogenen: England hatte sowohl die bitter enttäuschten Araber als auch die zornigen Juden zum Feind

vom November 1938, als in ganz Deutschland ein offizieller Pogrom stattfand: Verbrennt die Synagogen! Schlagt die Geschäfte und die Wohnungen der Juden kaputt! Bereitet der jüdischen Ausbeutung ein Ende! Schlagt die Saujuden tot!

Als Ruppin, der hier bereits erwähnt wurde, auf dem Prager Kongreß über die jüdische Auswanderung aus Deutschland sprach, setzte er voraus, daß sich die Staaten Westeuropas und Amerikas bereit zeigen würden, alle Flüchtlinge aufzunehmen. Es ging nicht einmal um Hilfsbereitschaft, sondern ganz einfach um Einreisegenehmigung und Arbeitserlaubnis. Abgesehen davon, daß es sich nicht um Millionen von Juden handelte, sondern um relativ kleine Zahlen, hätten die gastgebenden Staaten von den Neuankömmlingen nur profitiert, da diese meist hochqualifizierte Fachleute aller möglichen Berufszweige waren.

Ruppin irrte – und mit ihm alle Juden, die meinten, außerhalb Deutschlands und seiner Vasallen Hilfsbereitschaft zu finden. England hatte nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1598: Religionsfreiheit f. d. französischen Protestanten) im Jahre 1685 an 120.000 protestantische Flüchtlinge aus Frankreich aufgenommen, bis März 1939 ganze 19.000 jüdische.

„Gebt mir eure müden, eure armen, eure zusammengedrängten Massen, die sich nach der Freiheit sehnen."

So steht es auf der Freiheitsstatue, die den Einwanderern mit erhobener Fackel Amerika ankündigt, dieses weite Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten. Amerika, das sich auf sein von Nächstenliebe geprägtes Christentum so viel zugute hielt, dieses Amerika nahm 1935 ganze 6252 jüdische Flüchtlinge auf. 3159 Juden durften nach Argentinien. 1758 nach Brasilien. 1078 nach Südafrika. Und nur ganze 624 nach dem riesigen, menschenleeren Kanada. Im selben Jahr 1935 wanderten in Palästina 61.854 jüdische Flüchtlinge ein. Aber auch diese einzige Möglichkeit der Rettung sollte den Juden genommen werden: England erwog ab 1938, die jüdische Einwanderung in Palästina völlig zu unterbinden.

Fortsetzung Seite 470

Wandernde Ghettos und schwimmende Särge · Die Konferenz von Evian · Es gibt zu viele Juden auf der Welt · Hitler hat die Endlösung der Judenfrage bereit · Der Peel-Bericht, das englische Weißbuch von 1939 und das Biltmore-Programm des bewaffneten Propheten David Ben Gurion.

Jahrgang

EREIGNISSE DER ZEIT – 1952 – IM SPIEGEL DER PRESSE

Die VI. Olympischen Winterspiele sind eröffnet

Andrea Mead, USA, gewinnt erste Goldmedaille – Mirl Buchner-Fischer holt Bronze

Oslo, 14. Februar – Die IV. Olympischen Winterspiele wurden am Donnerstag auf der Bobbahn bei Oslo und am Slalomhang in dem 120 km westlich Oslos gelegenen Norefjell eröffnet. Die offizielle Eröffnungsfeier findet jedoch erst am Freitag in Oslo statt.

Am Ziel der Skistrecke in Norefjell waren 300 Skiläufer aus 26 Ländern aufmarschiert, als die olympische Flagge gehißt wurde. Der Präsident des Organisationskomitees, Olav Ditlev-Simonsen, sprach die feststehenden Worte: „Ich erkläre hiermit die Olympischen Spiele für eröffnet und hoffe, daß sie im Geiste internationaler Freundschaft ausgetragen werden und der beste Mann gewinnen möge."

Die erste Goldmedaille der diesjährigen Olympischen Winterspiele sicherte sich am Donnerstagmittag die 19jährige Amerikanerin Andrea Mead im Riesenslalom. Mit 2:06,8 Min. siegte sie deutlich vor der österreichischen Weltmeisterin Dagmar Rom (2:09,9) und der Partenkirchnerin Annemarie Buchner-Fischer, die 2:10,0 Min. benötigte und damit die Bronzene Medaille gewann.

Die deutschen Weltmeister Anderl Ostler und Lorenz Nieberl auf Bob Deutschland I liegen nach zwei von insgesamt vier Läufen bei den Zweierbobrennen mit einer Gesamtfahrzeit von 2:42,40 Min. an erster Stelle vor dem Bob USA I (Benham Martin) mit 2:44,15 Min. *Aus: Die Neue Zeitung vom 15. 2. 1952*

Über den Rundfunk erfuhren die Deutschen aus erster Hand vom ersten Triumph ihrer Ski-Mädchen. Die Reporter waren ihnen besonders gewogen

Gold für Deutschland

Oslo, 15. Februar

Weltmeister Anderl Ostler und sein Bremser Lorenz Nieberl holten am Freitagnachmittag auf der 1 500 m langen Bobbahn in Frognerseteren im Zweierbob die erste Goldmedaille für Deutschland. Sie fuhren die Strecke in den vier Läufen in einer Gesamtfahrzeit von 5:24,54 Minuten (1:20,76; 1:21,64; 1:21,02; 1:21,21). Ostler und Nieberl fuhren im dritten und vierten Lauf der Zweierbobs auf ihrem Bob Deutschland I abermals die beiden schnellsten Zeiten, bauten damit ihre Vortageführung noch weiter aus und konnten so als überlegene Sieger aus diesem harten Kampf um die Huntertstelsekunden hervorgehen. Zweiter wurde der Bob USA I mit Stan Benham und Pat Martin, die eine Gesamtfahrzeit von 5:26,89 Minuten benötigten. Auf dem dritten Platz landete der Bob Schweiz I mit Altmeister Fritz Feierabend und Waser mit einer Zeit von 5:27,70 Minuten. Gleichzeitig galten die olympischen Wettbewerbe im Zweierbob auch als offizielle Weltmeisterschaft 1952. Ostler verteidigte diese vor zwölf Monaten in Alpe d'Huez gewonnene Meisterschaft erfolgreich und errang damit die achte Bob-Weltmeisterschaft für Deutschland. Für den Sieg in der Weltmeisterschaft wurde ihm sofort nach dem vierten Lauf die Max-Holben-Erinnerungs-Trophäe überreicht. Beim ersten Lauf erzielten Ostler/Nieberl auf der Bobbahn mit der glänzenden Zeit von 1:20, 76 einen neuen Bahnrekord, der so schnell nicht auf dieser Bahn ausgelöscht werden dürfte.

Aus: Die Neue Zeitung vom 16. 2. 1952

Mit ihrem 17 Jahre alten Bob „Cognac", der schon reichlich verbeult ist, mit voller Kraft dem Sieg entgegen: Anderl Ostler und Lorenz Nieberl

Sieg für Falks und Viererbob

Eigener Bericht

Oslo, 22. Februar

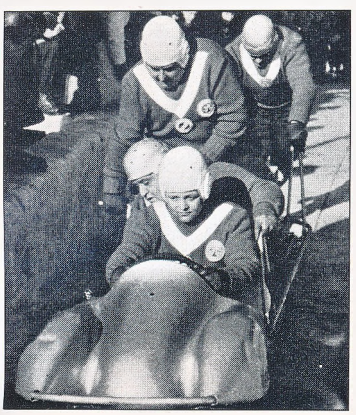
Das Weltmeisterpaar Ria und Paul Falk errangen am Freitagabend mit 11,400 Punkten die Goldmedaille im Paarlauf bei den VI.Olympischen Winterspielen.

Das ausgefeilte Programm des Weltmeisterpaares riß die kritischen norwegischen Zuschauer im Osloer Bislett-Stadion mehrfach zu Begeisterungsstürmen hin, die sich nach dem Abschluß der Vorführungen zu einem Orkan steigerten.

Den zweiten Platz und damit die Silbermedaille holten sich die Weltmeister von 1950, die amerikanischen Geschwister Karol und Peter Kennedy mit 11,178 Punkten.

Anderl Ostler am Steuer des deutschen Viererbobs holte sich am Freitag seine zweite Goldmedaille bei den VI. Olympischen Winterspielen. Nachdem der deutsche Viererbob im Training bei weitem nicht die Zeiten der Amerikaner und Schweizer hatte erreichen können, war eine Umbesetzung vorgenommen worden, durch die das Gewicht der Mannschaft um fast einen Zentner erhöht worden war. Mit einer Gesamtzeit von 5:07,83 Min. belegte sie den 1. Platz vor dem amerikanischen Bob mit Stan Benham am Steuer, der 5:10,48 Min. benötigte, und dem von Fritz Feierabend gesteuerten Bob „Schweiz I" mit 5:11,70 Min.

Aus: Die Neue Zeitung vom 23./24. 2. 1952



Sie vergoldeten Deutschlands Wintersport noch zweimal: Die leichtfüßigen Ria und Paul Falk sowie die schweren Männer des Viererbobs

Die XV. Olympischen Sommerspiele haben begonnen

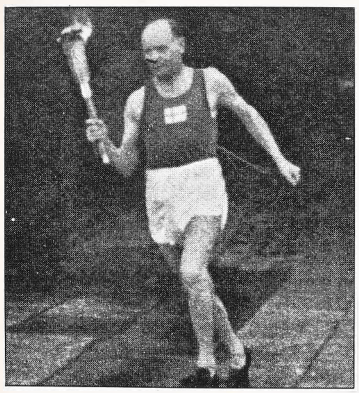
Helsinki, 20. Juli

„Ich erkläre die XV. Olympischen Spiele moderner Zeitrechnung für eröffnet," das waren die dem olympischen Zeremoniell entsprechenden Worte, mit denen Finnlands Staatspräsident Juho Paasikivi am Samstagnachmittag die zweiten Spiele der Nachkriegszeit in feierlicher Form eröffnete. Rund 65 000 Zuschauer füllten das Olympia-Stadion in Helsinki, das bereits für die 1940 geplanten Spiele errichtet worden war. Unter den Ehrengästen befand sich eine große Anzahl Angehöriger königlicher Häuser. Neben dem finnischen Staatspräsidenten, der von seinem vollständigen Kabinett begleitet war, saßen in der Ehrenloge Norwegens König Haakon mit Kronprinz Olaf, dessen Gemahlin, Kronprinzessin Maerta, sowie die Prinzessinnen Astrid und Ragnhild, die vor Monaten in Oslo die Olympischen Winterspiele eröffnet hatte. Ferner waren anwesend der Herzog von Edinburgh, Prinz Axel von Dänemark, Prinz Bernhard, der Prinzgemahl der Niederlande.

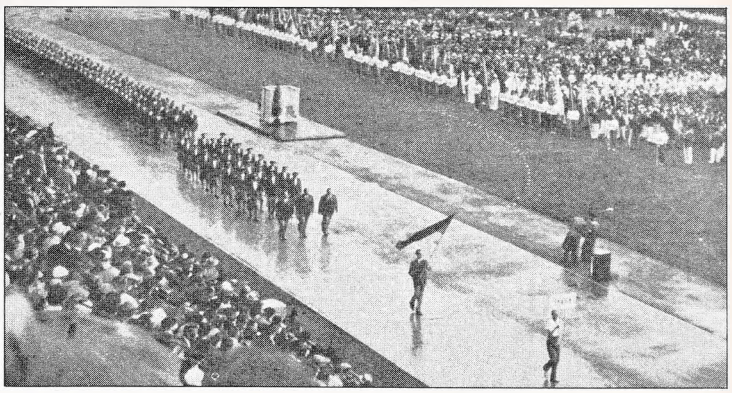
Pünktlich um 13.10 finnischer Zeit begann mit Griechenlands Vertretern an der Spitze der Einmarsch der teilnehmenden Nationen, in der Reihenfolge des finnischen Alphabets. Von den gemeldeten 69 Nationen waren nur National-China nicht vertreten, das aus Protest gegen die Zulassung Rot-Chinas der Eröffnung ferngeblieben war.

Die Begeisterung der Zuschauer erreichte ihren Höhepunkt, als Paavo Nurmi, Finnlands und der Welt Läufer-Idol, als Schlußmann des olympischen Fackellaufs Das Olympische Feuer ins Stadion brachte. Der Olympische Eid galt für 6500 Aktive.

Aus: Die Neue Zeitung vom 21. 7. 1952



Finnlands ehemaliger Wunderläufer Paavo Nurmi, heute 55jährig, bringt als Schlußläufer der Staffel das Olympische Feuer ins Stadion



Das sind die Sportler aus Saksa! Herzlicher Applaus begrüßt die von Dr. Danz, Dr. Peco Bauwens und Willi Daume angeführten 120 deutschen Sportler. Fahnenträger war der beliebte Zehnkämpfer Friedel Schirmer

Friedensengel als Störenfried

In dem genau ausgearbeiteten Programm für die Eröffnungsfeierlichkeiten, dessen Einzelheiten auf Minuten und Sekunden abgestimmt waren, gab es trotz sorgfältiger Planung eine kleine Lücke, die von einem nicht vorhergesehenen Zwischenfall ausgefüllt wurde. Im Mittelpunkt stand plötzlich eine junge Deutsche.

Geschwinden Schritts läuft ein junges rotblondes Mädchen in wallenden hellenischem Gewand auf das Podium zu, von dem aus im nächsten Augenblick Dr. Saavolainen den olympischen Eid sprechen soll. 70 000 schauen gebannt auf die weiße Gestalt. Erst als sie das Mikrofon erreicht und die Worte „Ystaevaet, Ladies and Gentlemen" spricht, begreift man, daß sich hier ein Störenfried in der Gestalt eines Friedensengels auf die olympische Bühne gedrängt hat. Im nächsten Augenblick sind General Martola, der Generalsekretär des finnischen Organisationskomitees, Baron Erik von Frenckel (in Cut und mit Zylinder) und Dr. Saavolainen (auf dem Podium) bei Barbara Rotraud Pleyer und geleiten sie schnell aus dem Stadion hinaus. Sie hatte eine Friedensbotschaft verlesen wollen.

Aus: Olympia, Sonderheft der Kölnischen Zeitung, Juli 1952

5000 Meter wie sie noch keiner sah

Zatopek – Schade – Reiff – Mimoun! Mußte nicht ein neuer Weltrekord geboren werden! Vierzehn Minuten Kampf, vierzehn Minuten Tosen – und in der letzten Runde ein sechsmaliger Führungswechsel –, fast mehr, als 70 000 Menschen in dieser Nachmittagsstunde zu ertragen vermögen! Erstmalig gibt es für Deutschland die Chance eines deutschen Sieges in diesen Tagen. Herbert Schade ist in seinem Vorlauf herrlich leicht neuen olympischen Rekord gelaufen, so leicht, wie wir ihn noch nie sahen. Und dann kommt alles ganz anders. Gewiß hat Schade nach 500 m die Spitze genommen, gewiß führt er über drei Viertel der Strecke – aber sein Tempo ist viel zu langsam!

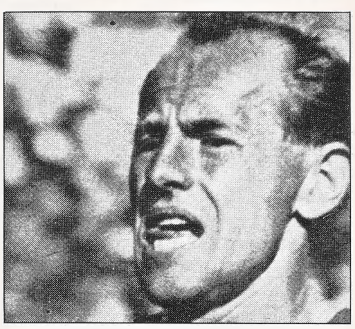
Als die Hälfte der Strecke zurückgelegt ist, wissen wir, daß das Rennen für Herbert Schade verloren ist. So sehr er nun auch forcieren mag, nach diesem Anfangstempo werden zumindest seine stärksten Gegner folgen können und ihn im Spurt schlagen. Einmal sieht es so aus, als ob der Deutsche sich doch noch lösen könnte, aber im nächsten Augenblick ist schon wieder alles beisammen. Dann kommt die dramatische letzte Runde, die jeden Langstreckenlauf bislang weit übertrifft. Reiff hat 700 m vor dem Ziel – in der Hitze des Laufs kaum beachtet – aufgegeben.

Als die letzte Runde angeläutet wird, stürmt Zatopek an die Spitze. Aber Schade passiert den Tschechen noch einmal, dann nimmt in gewaltigem neuem Spurt der Engländer Chataway die Führung, während von hinten Mimoun herankommt.

Chataway führt vom Scheitel der letzten Kurve an, fast scheint es, als wenn der Engländer die Riesensensation bringen würde da stolpert er über die steinerne Umfassung der Laufbahn und stürzt – nicht aus Erschöpfung! Ein unfaßbares Schicksal hat eingegriffen, hat diesen prachtvoll laufenden Jungen von der Bahn des Sieges zurückgerissen! Nur ein einziger hätte in diesem Augenblick, 110 m vom Ziel entfernt, noch die Möglichkeit gehabt, den Engländer zu passieren, nur Emil Zatopek! Wie der Tscheche aus vierter Position mit unheimlichen Stößen seinen Körper an Schade und Mimoun vorbeitreibt, wie er nach dem Einbiegen in die Zielgerade plötzlich vorn ist und mit mächtigen, fast ekstatisch wirkenden Sätzen dem Ziel entgegenstürmt, das gehört zu den ewig unvergeßlichen großen Augenblicken des Sportes! Schade mußte sich einem Größeren beugen.

Aus: Olympia, Sonderheft der Kölnischen Zeitung, Juli 1952

Nicht nur der schnellste, sondern auch der dramatischste 5000-m-Lauf der olympischen Geschichte: Die Schlußphase zeigt die ganze Dramatik. Der bis in die Zielkurve führende Chataway stolpert über die steinerne Umfassung und stürzt, wird aber trotzdem noch Fünfter. Niemand wird je wissen, ob Zatopek Chataway hätte passieren können



Er holte sich auch den Sieg über 10 000 m und auf der Marathon-Strecke. Das Kämpfergesicht der „tschechischen Lokomotive" zeigt, welche Willenskraft Emil Zatopek im Ernstfall mobilisieren kann

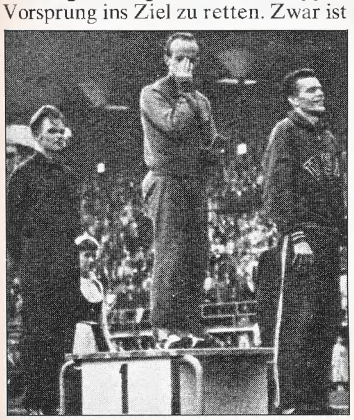
Medaillen, Medaillen – aber keine Goldene

Mit letztem Einsatz: Heinz Ulzheimer

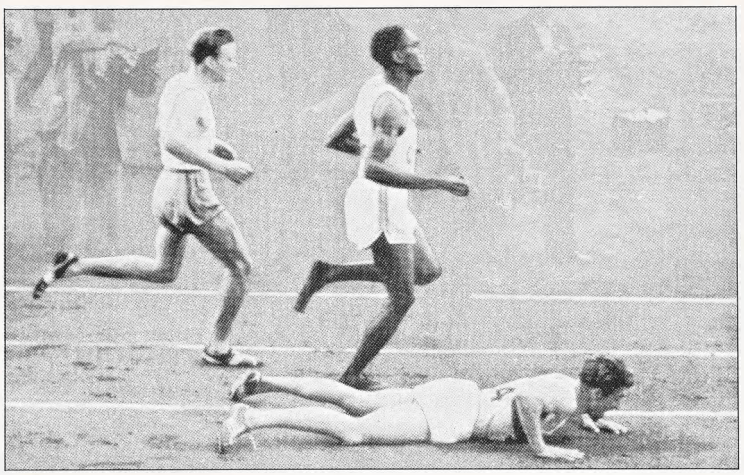
Gut für die Deutschen sah es im 800-m-Lauf, mit Ulzheimer und Steines im Sechserfeld des Endlaufs, aus. Seit Jahren hatte sich insbesondere der Frankfurter Ulzheimer, ein lauterer und unverbildeter Sportsmann, für diesen olympischen Lauf vorbereitet. Man darf von Ulzheimer wohl sagen, daß er das Rennen seines Lebens lief und daß er das letzte von Kraft und Willen hergab, daß ihm die Natur mitgegeben hat. Er schien uns auch zu denjenigen deutschen Athleten zu gehören, die sich von der erregenden olympischen Atmosphäre nicht beeinflussen ließen und die mit ruhiger Konzentration in die schweren Kämpfe gingen. Als das Rennen gelaufen war, und die drei ersten auf der kleinen Treppe des Ruhms den olympischen Lohn empfingen, sah man Heinz Ulzheimer hinter dem Sieger Whitfield (USA) und dem Zweiten, Wint (Jamaika), mit glückstrahlendem Gesicht seine Bronzemedaille empfangen. Wie sehr der Deutsche auch die letzte Chance zu einem Erfolg zu nützen verstand, bewies die Geistesgegenwart, mit der er sich vor dem bedrohlich aufgekommenen Dänen Nielsen ins Ziel stürzte und so die Madaille für Deutschland rettete. Wie dicht das Feld im Ziel zusammenlag, zeigen die Zeiten, die für Whitfield 1:49,2 Minuten, für Wint 1:49,4 Minuten, für Ulzheimer 1:49,7 Minuten und für Nielsen 1:49,7 Minuten anzeigten.

Werner Lueg: Gestürzter Favorit

Die größten Hoffnungen im Lager der deutschen Leichtathletik waren auf den 1500-m-Lauf gesetzt worden. Die Deutschen hatten hier einen Läufer zur Stelle, der erst kurz vor den Olympischen Spielen den Weltrekord der Schweden Gunnar Haegg und Lennart Strand erreicht hatte und als hoher Favorit in das olympische Rennen ging: Werner Lueg. Der Beginn des Rennens deutete ganz auf einen Sieg dieses begabten jungen deutschen Läufers hin. Sein Landsmann Lamers opferte sich in der Rolle eines Schrittmachers für Lueg, was auch bis zur Hälfte des Rennens sehr gut anging. Die beiden Deutschen schienen dem Feld das Tempo vorzuschreiben. Lueg hielt bis in die Zielkurve die Führung. Jetzt galt es, den knappen Vorsprung ins Ziel zu retten. Zwar ist



Siegerehrung 1500 m, links Lueg



Sturz für die Bronzemedaille: Heinz Ulzheimer ist im Ziel des 800-m-Laufs

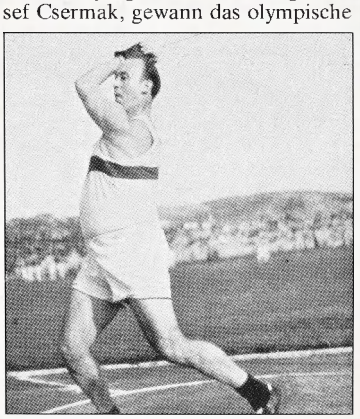
Lueg ein ausgezeichneter Tempoläufer, aber kein Läufer mit Spurtkraft. Die Spurtkraft indes war es, die dieses Rennen entschied. Lueg muß das wohl selbst bemerkt haben, denn er wandte sich mehrere Male nach seinen Verfolgern um, womit er kostbare Zeit verlor. Da – noch bevor er die Zielkurve verlassen hatte – sah er neben sich den Luxemburger Josef Barthel auftauchen, der schon 1948 in London Endlaufteilnehmer gewesen war und auch sonst vor den Olympischen Spielen Siege über deutsche Spitzenläufer errungen hatte. Barthel machte einen überzeugenden Endspurt und durchriß das Zielband zwei Meter vor dem Deutschen. Zwischen diese beiden hatte sich noch der Amerikaner McMillan geschoben, woraus man ersehen mag, daß sich die Amerikaner auch den Mittelstrecken zu widmen begingen. Die gestoppten Zeiten zeugen für die Härte des Kampfes. Sie notierten für Barthel und für McMillan 3:45,2 Minuten und für Lueg 3:45,4 Minuten.

Dreimal unter Weltrekord

Das war ein Rennen – diese 4x400-m-Staffel! Einen großartigeren Schlußakkord hätte man sich für den letzten Tag der Leichtathletikkämpfe nicht wünschen können. Welches Tempo in dieser Staffel angesetzt wurde, ermißt man am besten daran, daß die ersten drei Staffeln in der Reihenfolge Jamaica – USA – Deutschland, alle unter dem alten von den USA 1932 aufgestellten Weltrekord von 3:08,2 Minuten gelaufen wurden. Die Riesen aus Jamaica mit ihrem brennenden sportlichen Ehrgeiz gewannen die Staffel. Was Jamaica 1948 in London nicht gelungen war, gelang ihm in Helsinki als Triumph über die Nordamerikaner. Die Geschwindigkeit, mit der die Läufer mit langen Schritten über die Geraden rasten, die Waghalsigkeit, mit der sie sich in die Kurven warfen – das nahm den Zuschauern fast den Atem. So unerhört tapfer die Amerikaner auch um jeden Meter kämpften, am Ende lag Jamaicas Schlußmann, Rhoden, im Ziel einen halben Meter vor Whitfield, dem letzten Mann der Amerikaner. Mit diesen beiden Staffeln hielt nur noch Deutschland Schritt, das für dieses Rennen Geister, Steines Ulzheimer und Haas eingesetzt hatte. Die deutsche Bronzemedaille in der schnellsten 4x400-m-Staffel, die je gelaufen worden ist, darf man mit bestem Gewissen sls einen der größten deutschen Erfolge auf den Olympischen Spielen überhaupt bezeichnen. Dabei hatte Günther Steines das Mißgeschick, sich kurz vor dem Start für seine an einem stillen Ort vergessene Hose eine Ersatzhose aus dem deutschen Zuschauerblock beschaffen zu müssen. Hier die Zeiten der drei Medaillengewinner: 1. Jamaica 3:03,9 Minuten, 2. USA 3:04 Minuten, 3. Deutschland 3:06,6 Minuten.

Silber im Storchennest

Bis zu den Olympischen Spielen hatte man vom Hammerwurf mit gutmütigem Spott gesagt, es sei ein Sport für ältere Herren. Nun, die Kämpfe in Helsinki haben uns eines Besseren belehrt. Ein junger Mann, der Ungar Josef Csermak, gewann das olympische



Altmeister Storch holt Schwung

Hammerwerfen mit 60,34m, die einen neuen olympischen und Weltrekord bedeuten. Der Schüler hatte seinen Lehrmeister und Landsmann, Nemeth, den Olympia-Sieger von London, übertrumpft. Auch die Deutschen errangen einen großen Erfolg. Karl Storch warf den Hammer 58,86 m über den grünen Rasen und eroberte damit die Silbermedaille. Nemeth setzte sich mit 57,75 m auf den dritten Platz, der Karlsruher Bäckermeister Wolf wurde mit 56,59 m Sechster.

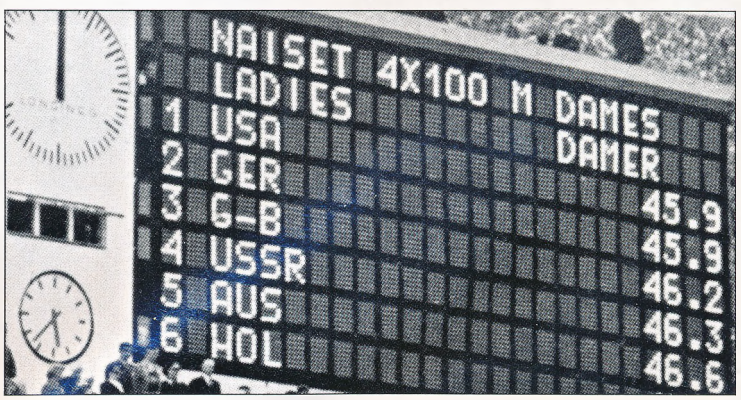
Fast totes Rennen

Bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin hatten die deutschen Frauen durch den Verlust des Staffelholzes die 4x100-m-Staffel verloren. In Helsinki widerfuhr den Australierinnen, die als hohe Favoritinnen für die Staffel galten, ein ähnliches Mißgeschick. Marjorie Jackson verlor für Sekunden das Holz und mußte nachgreifen. Aber der durch diesen Zwischenfall entstandene Bodenverlust war nicht mehr gutzumachen. Die deutsche Staffel in der Besetzung Knab, Sander, Klein, Petersen, war plötzlich hoher Favorit geworden. Jedenfalls lag beim Wechsel Klein-Petersen die deutsche Staffel mit zwei Meter in Front. Im deutschen Zuschauerblock sprang alles auf die Bänke, um den deutschen Sieg feiern zu können. Aber das Unberechenbare, das Unheil des Augenblicks, wurde auch hier zum Ereignis. Niemand hatte mit dem tollen Schlußspurt der Hardy (USA) gerechnet, die Frau Petersen noch einen Meter vor dem Zielband um die Länge eines Staffelholzes zu schlagen verstand. Wie knapp die Entscheidung war, zeigt die Tatsache, daß für die siegende USA-Staffel und für die deutsche die gleiche Zeit von 45,9 Sekunden (das ist beide Male neuer Weltrekord) gestoppt wurde.

Im letzten Versuch

Hervorragend schnitt Marianne Werner, die sich an das olympische Klima gewöhnt hatte, im Kugelstoßen ab. Allerdings schien sich zunächst kein deutscher Erfolg anzukündigen. Ausgerechnet beim letzten Versuch aber gelang Frau Marianne ein Wurf von 14,57 m, womit sie die Russin Tochenowa auf den dritten Platz herabstieß und sich selbst in den Besitz der silbernen Medaille brachte. Die Russin Zybina stand allerdings mit ihrem Weltrekord von 15,28 m auf einsamer Höhe.

Aus: Sonderband Olympia 1952, August 1952



Unser GER war oft auf der Anzeigetafel zu sehen, aber nie ganz oben

Deutschlands größte Hoffnung

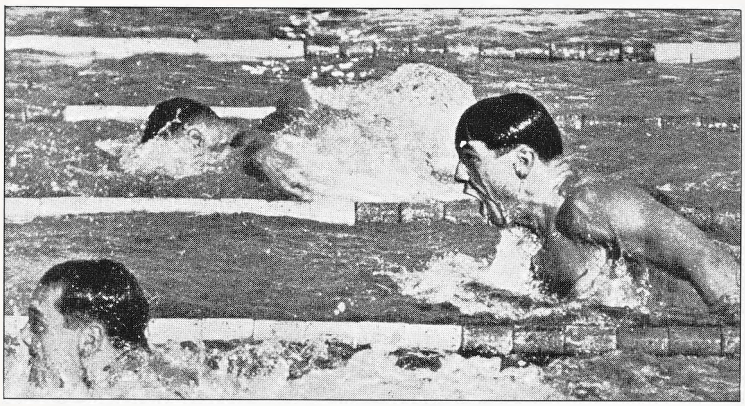
Weltrekordler Herbert Kleins schwärzester Tag

Samstag, 2. August. Vorletzter Tag der Olympischen Spiele. Herbert Klein, der deutsche Weltrekordmann, steht in höchster Konzentration auf dem Startblock 5, der Australier John Davies, auf den Amerikas sagenumwobener Trainer Kiphut schwört, neben ihm.

Die Deutschen auf den Tribünen fiebern mit innerer Beklemmung dem Startschuß entgegen, und Hunderte von Augenpaaren vereinigen sich auf den einen Mann da unten, der endlich den nun schon 13 lange Tage währenden Traum von der deutschen Goldmedaille wahrmachen soll.

Jetzt peitscht der Schuß durch die Luft. Acht Körper schnellen sich von den Blöcken ab und klatschen ins Wasser. Wie lebendig gewordene Torpedos schießen die acht im Schmetterlings-Stiel durch die Bahn... Herbert Klein, der gebürtige Breslauer, der jetzt in München lebt, hat seit zwei Jahren auf diesen Tag, auf diese Stunde, auf diesen nicht einmal drei Minuten dauernden Kampf gewartet.

Herbert, heute schon nahe den 30 Jahren, liegt Tag für Tag ein paar Stunden im Wasser. Bevor er morgens mit dem Rad zur Arbeit fährt – er ist Buchhalter –, ist er schon zwei Stunden im Wasser gewesen, und zwei weitere folgen am Abend. Bis ins letzte hat er den Schmetterlingsstil ausgeklügelt, den er meisterhaft beherrscht. Jetzt jagen die acht besten Brustschwimmer der Welt durchs Wasser, unerbittlich ist der Kampf um die paar Zentimeter entbrannt, die den Besten vom Zweiten trennen. Längst ist das Stadion zum Hexenkessel geworden, in dem sich die Zuschauer wie Tollgewordene gebärden. Die letzte Wende ist passiert, unbarmherzig geht es mit äußerster Kraft dem Ziel entgegen. Tausend Herzen schlagen für Herbert, der da unten wie ein Löwe kämpft, der sich nochmals gegen die drohende Niederlage aufbäumt und stemmt, ohne sie aber verhindern zu können. Er wird „nur" Dritter.



Trotz verzweifelten Einsatzes: Klein muß die Gegner passieren lassen

Aus: Sonderheft der Kölnischen Zeitung, August 1952

Die Treppe des Ruhms

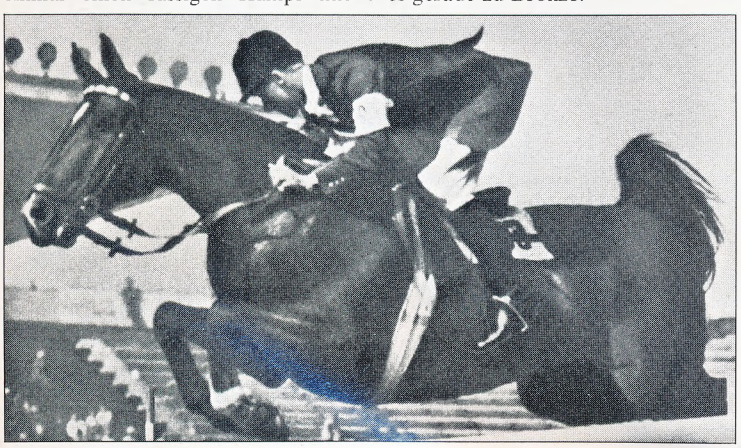
Sie stand in den zwei Wochen auf allen Kampfplätzen. Diese kleine, zweistufige Treppe, das kleine Podest für die Siegerehrung, für die „cérémonie olympique protoculaire". Wir nennen sie Treppe des Ruhms, aber war sie nich auch eine Treppe der Bescheidenheit? Niemanden haben wir in den zwei Wochen mit überlegenem Stolz oder gar frecher Arroganz auf diesem schlichten Gerüst stehen sehen. Immer standen die Sieger, die Ausgezeichneten, in einer bescheidenen Haltung, ja nicht selten mit einer demütigen Geste auf der Treppe. Nicht wenige waren da, die nicht in ihren kühnsten Träumen daran gedacht hatten, beim Olympia zu solchen Ehren zu gelangen. Und wenn sie es in der Stunde oder in den Minuten des Kampfes hinausschob zu einer von ihnen selbst nicht geahnten Kraft, in den feierlichen Minuten der Ehrung mochten sie fühlen, daß nur eine gütige Macht sie hervorgehoben hatte aus der Menge von allen anderen. Und das machte sie vor allem anderem bescheiden.

Aus: Sonderband Olympia, August 1952

Olympische Ehren für unsere Reiter

Die Sonne lachte aus heiterem Himmel, als bei der Siegerehrung für die Military drei deutsche Rotröcke neben einer schwedischen Offiziersequipe und drei blutjungen Reitern aus USA standen. So hatte man sich in der Fachwelt den Ausgang der berühmten und berüchtigten Vielseitigkeitsprüfung nicht vorgestellt, in der Offiziere der verschiedensten Nationen das Hauptkontingent der Teilnehmer zu bilden pflegen. Aber die drei deutschen Reiter, Dr. Büsing, Wagner und Rothe, von denen der erste ein Veterinär ist, der zweite seinen Kohl baut und der dritte noch studiert, hatten sich eine silberne Medaille aus dem olympischen Himmel und aus der Hölle der tückischen Prüfungen geholt.

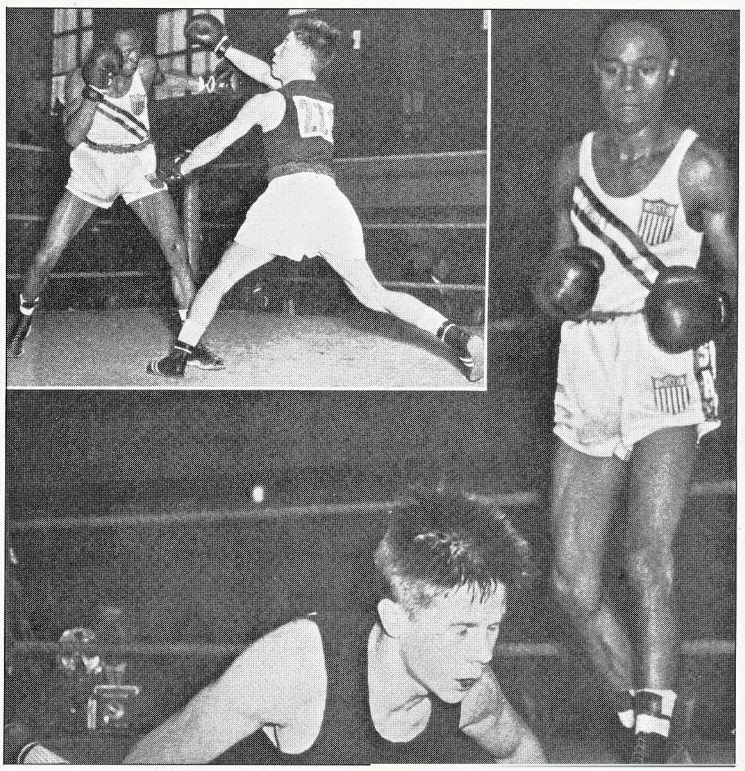
Der Große Preis der Nationen, Schlußakkord der olympischen Reiterspiele, sah im Olympiastadion noch einmal einen rassigen Kampf mit dramatischen Spannungshöhepunkten. Der Rasen hatte sich in einen Sprunggarten verwandelt, in dem sich 52 Reiter mit 13 schweren Hindernissen abzuplagen hatten. Und wieder mischten die deutschen Reiter – zur großen Überraschung – wacker mit. Fritz Thiedemann war im ersten Durchgang mit seinem Meteor als einziger fehlerlos über den Kurs gekommen und dies hatte in diesem äquilibristischen Elitefeld schon allerhand zu bedeuten. Erregend wurde der „Grand Prix" aber erst, als nach dem zweiten Durchgang fünf Springreiter aus fünf Nationen mit je acht Fehlern in das entscheidende Stechen ziehen mußten. Fritz Thiedemann befand sich in diesem Quintett. Noch einmal winkte eine Goldmedaille für Deutschland, aber... das Glück war auch am Schlußtag nicht bei den Deutschen. Mit acht Fehlern reichte es gerade zu Bronze.



Fritz Thiedemann auf Meteor. Ein Quentchen Glück fehlte ihm. So reichte es im Stechen mit acht Fehlern nur zum dritten Platz: Bronze

Der kleine Junge mit dem großen Kämpferherzen

Einmal Silber für die Boxer



Tapferer Basel. Endkampf im Fliegengewicht: der 21jährige Edgar Basel aus Weinheim, von Hause aus Deutscher Meister und Techniker par excellence, war dem amerikanischen Neger Nate Brooks trotz Reichweiten-Handikaps, ein gleichwertiger Gegner, bis ... er in der 3. Runde in einen Konterschlag hineinlief und bis „8" zu Boden mußte. Aber auch nach diesem Niederschlag verzagte der junge Deutsche nicht. Im Gegenteil: mit verdoppelter Energie versuchte er den Punkterückstand wieder aufzuholen. Aber es war vergeblich: Basel blieb nach Punkten knapp geschlagen. Die Silbermedaille aber war ein schöner Trost.

Aus: Sonderheft der Kölnischen Zeitung, August 1952

CHRONIK

DEUTSCHLAND | INTERNATIONALE POLITIK | SPORT TECHNIK KULTUR

1952

2. 5.: Auf Vorschlag von Bundeskanzler Adenauer erklärt Bundespräsident Heuss die dritte Strophe des Deutschlandliedes zur Nationalhymne

16. 5.: Mit 209 gegen 145 Stimmen nimmt der Bundestag das Gesetz über den Lastenausgleich an

22. 5.: Der SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher erklärt in einem Interview: „Wer dem Generalvertrag zustimmt, hört auf, ein Deutscher zu sein." Er kündigt die Fortsetzung des Kampfes seiner Partei gegen den Vertrag an

26. 5.: In Bonn wird der „Vertrag über die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den Drei Mächten" (Deutschlandvertrag, Generalvertrag) von Bundeskanzler Adenauer, dem französischen Außenminister Robert Schuman, US-Außenminister Dean Acheson und dem britischen Außenminister Anthony Eden unterzeichnet. Damit ist das Besatzungsstatut aufgehoben; die Alliierte Hohe Kommission wird aufgelöst. Im Vertrag wird der Bundesrepublik Autorität über ihre inneren und äußeren Angelegenheiten zugestanden, die von den Alliierten beibehaltenen Rechte werden umrissen und die Ziele einer gemeinsamen Politik festgesetzt

26. 5.: Eine Verordnung des Ministerrates der DDR verfügt die Verschärfung der Überwachungsmaßnahmen an der Zonengrenze sowie die Errichtung einer „Sperrzone". Am 30. 5. protestieren die Alliierten Hohen Kommissare dagegen; am 19. 6. weist der Chef der sowjetischen Kontrollkommission den westlichen Protest zurück

28./29. 5.: In der Bundesrepublik erscheinen keine Zeitungen. Der Streik im Druckereigewerbe ist eine Kampfmaßnahme des DGB gegen das Betriebsverfassungsgesetz. Am 13. 6. einigen sich Bundeskanzler Adenauer und der DGB-Vorsitzende Christian Fette über die Beilegung des DGB-Kampfes gegen das Betriebsverfassungsgesetz

25. 6.: Bundeskanzler Adenauer ersucht die Alliierten Hohen Kommissare, den Schutz der Zonengrenze durch alliierte Truppen zu gewährleisten

9. – 10. 7.: Bei der ersten Lesung der Ratifizierungsgesetze für den Deutschland- und den EVG-Vertrag im Bundestag sprechen sich die Koalitionsparteien für, die SPD gegen die Ratifizierung aus. Einstimmig angenommen wird eine Entschließung für Viermächte-Gespräche

17. 7.: Als Nachfolger des am 9. 3. verstorbenen Eberhard Wildermuth wird Fritz Neumayer (FDP) zum Bundesminister für den Wohnungsbau ernannt

19. 7.: Das Betriebsverfassungsgesetz wird mit 195 gegen 140 Stimmen vom Bundestag verabschiedet. Am 22. 7. kündigt der DGB erneut seinen Kampf gegen das Gesetz an

10. 8.: In seiner Rede in Vreden (Westfalen) verlangt der DGB-Vorsitzende Fette maßgeblichen Einfluß für die Gewerkschaften in der Bundesrepublik

13. 5.: Die Westmächte antworten auf die sowjetische Deutschlandnote vom 9. 4.: Wenn die Sowjetunion jetzt grundsätzlich mit freien Wahlen in ganz Deutschland einverstanden sei, könnten sich die Vier Mächte zu diesem Zweck der bereits vorhandenen Kommission der UNO bedienen

24. 5.: In ihrer dritten Deutschlandnote wirft die Sowjetunion den Westmächten Verschleppungstaktik vor und verlangt erneut, „unverzüglich zu direkten Verhandlungen über einen Friedensvertrag mit Deutschland und über die Bildung einer gesamtdeutschen Regierung zu schreiten."

27. 5.: In Paris wird der Vertrag über die Gründung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft zwischen Frankreich, Italien, Belgien, den Niederlanden, Luxemburg und der Bundesrepublik Deutschland geschlossen. Ein Zusatzprotokoll zum Nordatlantikpakt verbindet EVG und Nato zu einem einheitlichen Bündnissystem. Gleichzeitig geben die drei Westmächte eine Garantieerklärung für die Staaten der EVG ab und erklären erneut, „daß sie jeden Angriff auf Berlin als einen Angriff auf sich und ihre Streitkräfte betrachten werden."

31. 5.: Eröffnung des Wolga-Don-Kanals, der den billigen Massentransport von Gütern in die Industriegebiete der Ukraine ermöglicht und das letzte Glied im Wasserstraßennetz zwischen Schwarzem und Kaspischen Meer und dem Hohen Norden bildet

9. 6.: Der Internationale Gerichtshof in Den Haag verhandelt über die Klage Großbritanniens gegen Persien wegen Bruchs des britisch-persischen Ölabkommens. Am 22. 7. erklärt sich das Gericht für nicht zuständig

16. 6.: Der Abschuß eines schwedischen Flugzeugs durch sowjetische Jäger über der Ostsee führt zu mehrfachem Notenwechsel mit gegenseitigen Beschuldigungen durch die beiden Staaten

10. 7.: In ihrem Notenwechsel mit der UdSSR beharren die Westmächte auf ihrem Standpunkt, „daß eine gesamtdeutsche Regierung an den Verhandlungen über einen Friedensvertrag teilnehmen" muß. Am 23. 8. wirft die Sowjetunion den Westmächten vor, ein Komplott mit der Adenauer-Regierung eingegangen zu sein und unter Verletzung des Potsdamer Abkommens ein „Separat-Abkommen" mit Bonn geschlossen zu haben

22. 7.: Nach blutigen Unruhen in Teheran erhält der wiederernannte Ministerpräsident Mossadegh ein Ermächtigungsgesetz

22. 7.: In Polen wird eine neue Verfassung verabschiedet, die die „Volksrepublik" Polen ins Leben ruft

27. 7. – 7. 8.: An der Internationalen Konferenz des Roten Kreuzes in Toronto nehmen erstmals Delegationen der Sowjetunion und der Chinesischen Volksrepublik teil. Deutschland wird wieder in die Organisation aufgenommen

4. 5.: Im Schöneberger Rathaus bekommen 32 Berliner „Trümmerfrauen" und 17 „Trümmermänner" das ihnen von Bundespräsident Heuss verliehene „Verdienstkreuz am Bande" überreicht

15. 5.: Auf einer Besuchsreise von New York aus in die Schweiz stirbt in Zürich der Schauspieler Albert Bassermann im Alter von 85 Jahren

31. 5.: Nachdem der Bundespräsident der Wiedereinführung der Friedensklasse des Ordens „Pour le mérite" zugestimmt hat, wählen die drei noch lebenden Träger des Ordens fünfzehn Wissenschaftler und Künstler als neue Mitglieder

1. 6.: Durch einen 3:1-Sieg in München über den dortigen HC Wacker wird der Uhlenhorster Hockey-Club Hamburg erstmals Deutscher Meister im Herren-Feldhockey

8. 6.: Im Titelkampf um die deutsche Meisterschaft im Mittelgewicht der Berufsboxer gegen Heinz Stretz aus Erlangen schlägt der Kölner Peter Müller den Hamburger Ringrichter Max Pippow mit einer schweren Rechten besinnungslos

12. 6.: Der 83jährige Erzbischof von München-Freising, Michael Kardinal von Faulhaber, stirbt am Fronleichnamstag in München

15. 6.: Mit dem neu entwickelten Sportwagen vom Typ SL 300 gewinnt Mercedes-Benz das 24-Stunden-Rennen von Le Mans

15. 6.: Zum zweiten Mal wird Deutschland Feldhandball-Weltmeister, als in Zürich ein 19:8-Sieg über Schweden gelingt

19. 6.: In Helsinki werden die XV. Olympischen Spiele eröffnet. Deutschland gewinnt zwar keine Goldmedaille, liegt aber mit sieben Silber- und 17 Bronzemedaillen in der inoffiziellen Länderwertung am Schluß der Spiele auf dem fünften Platz

22. 6.: Das 42. Finale um die deutsche Fußballmeisterschaft gewinnt in Ludwigshafen der VfB Stuttgart mit 3:2 (2:1) Toren gegen den 1. FC Saarbrücken

19. 7.: Im Alter von 71 Jahren stirbt in Bonn Elly Heuss-Knapp, die Gattin des Bundespräsidenten

23. 7.: Der Sozialdemokrat Carl Severing, ehemals preußischer und Reichsinnenminister, stirbt mit 77 Jahren in Bielefeld

7. 8.: Die Bundesleitung des rechtslastigen „Stahlhelm" (Bund der Frontsoldaten) wählt den Ex-Generalfeldmarschall Albert Kesselring zum neuen Präsidenten, der allerdings gerade 20 Jahre Haft im Zuchthaus Werl verbüßt

20. 8.: Der Vorsitzende der SPD, Kurt Schumacher, stirbt im Alter von 57 Jahren in Bonn

28. 8.: Die Stadt Frankfurt am Main verleiht ihren Goethepreis des Jahres 1952 an den Dichter Carl Zuckmayer

KREUZZUG GEGEN DEN TYRANNEN

Als „Dritten Weltkrieg" bezeichnen wir die Gesamtheit der großen und kleinen kriegerischen Ereignisse seit 1945, wie sie in diesen Heften geschildert werden. Das erfordert Umdenken, denn nach geläufiger Vorstellung kann doch der Dritte Weltkrieg nur durch einen Zusammenprall der Supermächte ausgelöst werden. So dachten es sich auch die Herausgeber der großen amerikanischen Zeitschrift „Collier's", als sie vor 25 Jahren die Vision des Weltbrandes entwarfen. Unser Autor Harald Steffahn hat die Geschichte ausgegraben. Sie trägt den Titel „Vorschau auf den Krieg, den wir nicht wollen."

Der sowjetische Geheimdienst hatte es raffiniert vorbereitet. Seit Jahren schon lebten die beiden beauftragten Attentäter unauffällig auf der serbischen Staatsfarm Banaviste, einer der ersten Kolchosen des Landes. Nach Belgrad fuhren sie nur in größerer Gesellschaft, um keinen Verdacht zu erregen. Auch an diesem 10. Mai 1952 waren sie in der Landeshauptstadt – aus ganz besonderem Anlaß: Marschall Tito wollte eine Delegation von 120 Bauern des Mustergutes empfangen.

Dusjan Petrovic und Luka Borlic, so hießen die beiden Parteigänger Stalins, sahen sich nach vierjähriger Vorbereitung am Ziel. Im Waschraum eines Lokals übergab ihnen ihr Agentenführer einige Zigarren. Zwei davon steckten sie sich unangezündet in den Mund. Es konnte losgehen.

Was sie nicht wußten: Auch der jugoslawische Geheimdienst hatte mehrere seiner Leute in serbische Bauerntracht gesteckt und in die Menge geschickt, die jetzt im Vorhof des Weißen Palastes auf Tito wartete. Sie retteten dem Staatschef das Leben. Als nämlich Petrovic und Borlic – nachdem der Marschall erschienen und leidlich dicht herangekommen war – ihre Zigarren in die Hand nahmen und dann weit ausholten, um sie wie Handgranaten auf den ranghöchsten Soldaten des Landes zuschleudern, rief einer der beiden Beschützer ganz laut: „Haida!" Das heißt „Achtung!" – ein grundsätzlich vereinbarter Verständigungsruf, der blitzschnelle Reaktionen auslöste.

Später konnten sich nur wenige Augenzeugen übereinstimmend auf das besinnen, was dann geschah: Zwei scharfe, kurze Detonationen – die „Zigarren" waren Sprengkörper gewesen –, Tumult, Schreie, Tote (darunter die Attentäter), Verletzte; aber Tito war noch rechtzeitig abgeschirmt worden und nur kurz betäubt. Der Anschlag war mißglückt.

Doch wie am 20. Juli 1944 war die Bombe die Initialzündung für den vorbereiteten Umsturz, diesmal von Moskau gesteuert. Überall im Lande begannen Sabotagetrupps loszuschlagen; schlimmer: Satelliten-Verbände überschritten die Grenze. Stalin schickte sich an, Jugoslawien zu erobern.

Spätestens an diesem Punkt ist dem Leser klargeworden, daß ihm eine politisch-militärische Horrorgeschichte aufgetischt worden ist; denn eine Invasion Jugoslawiens hat es bisher nicht gegeben, und auch die detaillierte Attentat-Story ist natürlich frei erfunden.

Dabei ist das nur der Anfang. Das Gesamtgeschehen, von dem wir hier das auslösende Ereignis nacherzählt haben, breitet sich auf 130 großformatigen Seiten der amerikanischen Zeitschrift „Collier's" aus und ist nichts geringeres als die Vision des Dritten Weltkrieges in Form einer weltweiten Atomschlacht. Wie sie endet? Nun, wie sich Amerika vor 25 Jahren die irdische Gerechtigkeit vorstellte. Nach maßlosen Blutopfern ist die Welt vom Tyrannen befreit, in Rußland der Boden für die Demokratie bereitet. Schauen wir ein Vierteljahrhundert zurück, um uns das geistige Klima zu vergegenwärtigen, aus dem das seltsame journalistische Unternehmen erwachsen ist.

Die Zeitschrift-Nummer trägt das Datum vom 27. Oktober 1951. Zehn Monate lang hatten Redaktion und freie Mitarbeiter an dem aufwendigsten Vorhaben des Hauses in der Fifth Avenue gearbeitet. Die Idee muß also um die Weihnachtszeit 1950 entstanden sein.

Das war keine gute Zeit für die USA. Die von ihnen angeführten UN-Truppen in Korea waren gerade auf dem Rückzug vor den Chinesen. Die Absetzbewegungen glichen zwar nicht mehr der heillosen Flucht von Ende November/Anfang Dezember, aber noch war keine Rede von einer Stabilisierung der Front.

Der Ostblock stand als monolithisches Monstrum der freien Welt gegenüber, als ein riesiger roter Fleck auf der eurasischen Landkarte, von Ostberlin bis nach Wladiwostok, von Murmansk bis Kanton. Die westlichen Demokratien sahen sich in die Defensive gedrängt. Der imperialistische

Ein Attentat auf Tito ist in der „Collier's Magazine"-Utopie von 1951 der Auslöser des Dritten Weltkriegs. Sowjetagenten haben sich unter eine Bauerndelegation gemischt, die vom jugoslawischen Premier empfangen wird, und schleudern zwei Sprengkörper, die aber ihr Ziel verfehlen. Dem Attentat folgt der Einmarsch sowjetischer Truppen. Daraufhin greift Amerika ein

Weltkommunismus der späten Stalin-Ära versuchte überall vorzudringen, innen und außen.

Innen: Das hieß Umsturz, Subversion wie 1948 in der Tschechoslowakei. Aus solchen Erfahrungen war in den Vereinigten Staaten ein Klima der Unsicherheit und Angst entstanden, das in Senator McCarthys Hexenjagd auf Kommunisten gipfelte.

Außen: Das bedeutete Gefahr in jedem europäisch-asiatischen Land, das an den kommunistischen Machtbereich stieß. Das „Collier's"-Team dachte nach. War nicht der abtrünnige Tito Stalins verhaßtester Feind? Also würde der Diktator bestimmt versuchen, die abgefallene Region in Moskaus Mutterschoß zurückzuführen; am besten über ein Mordkomplott.

Das war der Einstieg, das war der gedankliche Ausgangspunkt. Von hier aus wurde eine Handlung konstruiert, wurden Glanzleistungen der Phantasie zustande gebracht. Freilich Phantasie mit Tiefgang. Denn die Leitidee war: Wenn schon Erfindung, dann sollte sie mit größtmöglicher Sachkenntnis verabreicht werden; wenn schon Spekulation, dann mußte alles in den Einzelheiten so glaubwürdig wie möglich sein. Daher kauften die Herausgeber sich alles an klingenden Namen ein, was gut und teuer war. Hanson Waldwin, Militärfachmann der „New York Times" war gerade gut genug. Robert Sherwood gehörte dazu, vierfacher Gewinner des Pulitzer-Preises, der begehrtesten Auszeichnung der amerikanischen Publizistik und Literatur. Marguerite Higgins, Arthur Koestler, John Priestley wurden gewonnen, ebenso Edward Murrow, der berühmte Reporter, dazu siebzehn andere Prominente.

„Unternehmen Eierpunsch"

Und dann geht's los, das Unternehmen Eierpunsch („Operation Eggnogg"); ein Name, der schon suggeriert, daß sehr viel zu Bruch gehen wird, aber auch ein Name, der bei der so ernst gemeinten Angelegenheit etwas faschingshaft klingt.

Am 10. Mai 1952, wie gesagt, übrigens um 13 Uhr 58 (so genau wird's genommen), erfolgt der Anschlag auf Tito, woraus sich der Dritte Weltkrieg entwickelt, nachdem die UdSSR Trumans Ultimatum, die Invasion rückgängig zu machen, mißachtet hat.

Zwei geschichtliche Ereignisse haben wohl für den schicksalhaften Ort und den Termin Pate gestanden. Von Jugoslawiens Stadt Sarajewo hatte 1914 der Erste Weltkrieg seinen Ausgang genommen, ebenfalls infolge eines Attentats; und der 10. Mai – das war das Datum des deutschen Angriffs auf Frankreich, zwölf Jahre zuvor.

Zitieren wir Stichworte aus der Zeittabelle, die den Artikeln vorangestellt ist:

Die amerikanischen Bomber werfen Atombomben auf militärische Ziele der Sowjetunion. Die Sowjets und ihre Satelliten marschieren nach Westeuropa ein und zwingen – unter dem gewaltigen Schirm ihrer taktischen Luftüberlegenheit – die UN-Truppen überall zum Rückzug. Deutschland wird Schlachtfeld.

Nicht genug damit, wird Nordamerika mit Atombomben verheert. Detroit, New York, Hanford im Staate Washington, später Chicago, Philadelphia, abermals New York sowie die Stadt Washington werden zertrümmert. Die Rote Armee landet in Alaska.

Am 22. Juli 1953 fällt eine amerikanische A-Bombe auf Moskau, als Vergeltung. „Sekunden später", so instruiert die Zeichnung mit dem blutroten Atompilz den Leser von damals, „war der Kreml fortgerissen in die Vergessenheit". Die Reportage über den Angriff schrieb Edward Murrow, der im Zweiten Weltkrieg eine vielgehörte Stimme im amerikanischen Rundfunk war. Zur eigenen Unterrichtung hatte er einmal einen Nachtangriff auf Berlin mitgemacht. Beim Bombenabwurf auf Hiroshima war er nicht dabei, nun holte er es nach.

1954, so will es das Konzept der Schreibtisch-Strategen, wendet sich das Blatt. Ein gefangener Sowjetgeneral berichtet, daß Stalin spurlos verschwunden sei. Geheimdienstchef Berija (!) sei neuer Diktator in der UdSSR. An allen Fronten beginnt die UN-Offensive.

1955 verfällt Sowjetrußland in ein Chaos innerstaatlicher Revolten. Die Verbündeten besetzen die Ukraine und etablieren ihr „Oberkommando für die zeitweilige Besetzung" in Moskau – oder was davon übriggeblieben ist.

The unwanted war – der ungewollte Krieg – ist zuende. Unter unendlichen Leiden hat sich – so entspricht es Amerikas Weltbild – die Freiheit behauptet. „Wenn der Krieg, den wir nicht wollen, uns aufgezwungen wird, werden wir ihn gewinnen", heißt es selbstgewiß im Vorwort. Anschließend wird Rußland „den Russen zurückgegeben". Es entstehen dort Verhältnisse westlichen Vorbilds (freie Presse, freie Gewerkschaften, marktwirtschaftliche Produktionsverhältnisse), und 1960 versammelt sich in Moskau die Jugend der Welt zu den Olympischen Spielen . . . All dies wird in Einzelbeiträgen haarklein vorausgeschaut. George Orwells düstere Fiktion einer totalitär geknechteten Gesellschaft („1984") hellt sich auf zum lichten Gegenbild allbeherrschender Demokratie.

14 Monate nach Ausbruch der Feindseligkeiten fällt eine Atombombe auf Moskau. Die Wende des Dritten Weltkrieges ist erreicht – nach der Dramaturgie, die von der „Collier's-Redaktion für ihre Kriegsutopie ersonnen worden ist

Als die Atombombe auf Moskau fiel

Der Navigator sagte: „Feindliche Küste in zehn Minuten." Die ganze Crew war fiebrig angespannt. Es war, als ob die Maschine noch einmal zurückschreckte. Dann wurden die Bordwaffen geprüft. Wir waren allein und schauten nach den Düsenjägern der Navy aus – unserer Lebensversicherung. Wir verloren die Zeitvorstellungen. Die Sonne war untergegangen. Dann ging die Flak los – blau und grün erschien ihr Feuer, nicht rot, wie nachts über Berlin. Rote Leuchtspurgeschosse durchbohrten den dunklen Himmel. Irgendwas fing an zu brennen und in die Tiefe zu gehen. Ihre Jäger waren da, aber wir konnten nicht ausmachen, wer da abschmierte. Es ging fast langsam und war auf schaurige Weise schön.

Ein blaugrüner Scheinwerfer streifte uns und saugte sich dann an einem Düsenjäger der Navy fest. Der Banshee-Fighter tauchte weg, und gleichzeitig sprühte rotes Feuer aus seinen Bordwaffen. Jock Mackenzie, unser Pilot, sagte beiläufig: „Die Navy ist angekommen." Die Flak hatte ein bißchen nachgelassen. Ich hörte nicht auf, mich zu fragen, wie das Ding wohl aussehen mochte, das wir da transportierten.

Wir flogen 12 000 Meter, immer auf gleicher Höhe und auf geradem Kurs. Der Bombenschütze hatte die Führung übernommen. Eine Flakgranate detonierte unter unserem rechten Flügel und schüttelte die riesige B-36 wie mit einer Faust. Der Bordingenieur prüfte sofort, ob noch alles in Ordnung war. Unsere Bordkanonen donnerten und flammten für fünfzehn Sekunden. Es war, als arbeitete eine Stanzmaschine an Bord. Achtern mußte irgendein Nachtjäger der Roten sein. Der Feuerleitoffizier sagte gelassen: „Sorry, er ist mir entwischt."

Wir waren im Zielanflug – ungefähr 5 000 Meilen von zuhause entfernt. Unser Flugzeug trug die Ersatzbombe, die nur geworfen werden sollte, wenn die vorausfliegende B-36 abgeschossen oder das Ziel verfehlen würde. Jetzt kam die Stimme vom „Bordfunker: „Die Bombenklappen sind geöffnet."

Eine andere Maschine, ungefähr vier Meilen weg, begann brennend abzustürzen aus dem blau-schwarzen Firmament. Unsere oder ihre – keiner wußte es. Alle schwiegen. Jock sah auf die Uhr und dann auf die schmutzig-grauen-Wolken unter uns. Und dann schlugen die Worte an sein Ohr, die ersten, die er seit Überfliegen der Küste vernahm: „Der Engel ist gefallen!"

Damit war die vorausfliegende B-36 gemeint. Entweder hatte es einen Abschuß oder eine Fehlzündung gegeben. Wir wußten es nicht. Die Bombe sollte zwei Flugminuten vor uns fallen. Jock sagte: „Jetzt müssen wir's tun."

Die Flak wurde wieder heftiger, als ahnten die Schützen, daß wir das zweite Ding schleppten. Der Bombenschütze spähte durch die Wolken hinab. Es war ein Radar-Job und ziemlich unpersönlich. Um uns war es jetzt ruhig, weder Jäger noch Flak. Wir hörten nur das gleichbleibende Motorengeräusch und die nicht ganz klar verständliche Stimme des Bombenschützen. Plötzlich – und jetzt ganz deutlich – sagte er: „Sie ist raus!"

Jock übernahm wieder die Führung, wendete um 45 Grad nach Backbord und schob die Drosselklappen fest hinein. Als wir durch die Bewölkung zu sehen versuchten – da stieg es auf: das, was ich nur als die Flamme eines gigantischen Lötrohrs beschreiben kann, die durch schmutziggelbe Gaze quillt.

Wir fühlten nichts. Es war das nervenloseste militärische Profi-Unternehmen, das ich je erlebt habe.

Jock erfragte beim Navigator den neuen Kurs. Dann kontrollierte er seine 15-Mann-Besatzung und schärfte ihr ein, auf der Hut zu sein, bis wir die feindliche Küste hinter uns haben. Wir hatten auf Heimatkurs gewendet. Ich saß auf dem Rückflug zeitweilig neben ihm. Von Zeit zu Zeit übernahm er die Steuerung vom automatischen Piloten. Einmal sagte er: „Es ist schön, heimzukehren. Meine Frau und zwei Kinder lebten in Detroit. Aber seit über einen Monat habe ich nichts mehr von ihnen gehört."

Ich sah seine Fingerknöchel weiß werden, als er die Hände um den Steuerknüppel preßte. Er schien mir sehr müde und alt – doch wie von einem stillen Triumph . . .

Aus der „Dritter Weltkrieg"-Nummer („Russia's Defeat and Occupation – Preview of the War We Do Not Want") von „Collier's Magazine", 27. Oktober 1951.

Natürlich ist die sprühende Phantasie der zweiundzwanzig begabtesten Verfasser sich des politischen Auftrags bewußt, der hinter allem zu stehen beansprucht: Das Schreckensbild der globalen Verwüstung sei als eine Warnung gedacht, „als Appell an die Vernunft Stalins und der Männer um ihn". Der Krieg, so betont der Leitartikel, sei nicht unvermeidbar. Stalin habe die Wahl. Die Möglichkeiten, die Alternativen, werden ihm vor Augen gestellt. Wählt er den Krieg, dann, so wird ihm auf Seite 17 mitgeteilt, „würde der Krieg (vom Westen) ausgefochten und gewonnen werden". So einfach ist das.

Die Herausgeber verfehlen nicht, bei der Gelegenheit einige Irrtümer der Vergangenheit zu revidieren. Der Friede nach dem Atomkrieg solle nicht die politischen Muster von bedingungsloser Kapitulation, Reparationen und Kriegsverbrecher-Prozessen wiederholen. Darüber hatte sich inzwischen, sechs Jahre nach Hitlers Untergang, Unbehagen eingestellt.

Auch das also ist das Ziel: nicht nur die Welt so zu ordnen, wie man sie endlich haben will, sondern auch die Vergangenheit noch einmal ins reine zu schreiben. Wenn man nach 25 Jahren diesen so ernst abgehandelten Gedanken von 1951 wieder begegnet – was fällt in erster Linie auf? Zunächst wohl das grenzenlose Selbstvertrauen der zweimal siegreich gewesenen Nation, jede künftige Prüfung bestehen zu können. Warum? „Collier's" sagt es: „Tyrannen müssen fallen." Stalin kann nicht weltweit erfolgreich sein. Wie der kecke Belsazar in Heines Gedicht an seiner Herausforderung Jehovas zerbricht, so muß der blutige Tyrann des Kreml an der Höherwertigkeit der Demokratie scheitern.

Amerika – der Weltpolizist

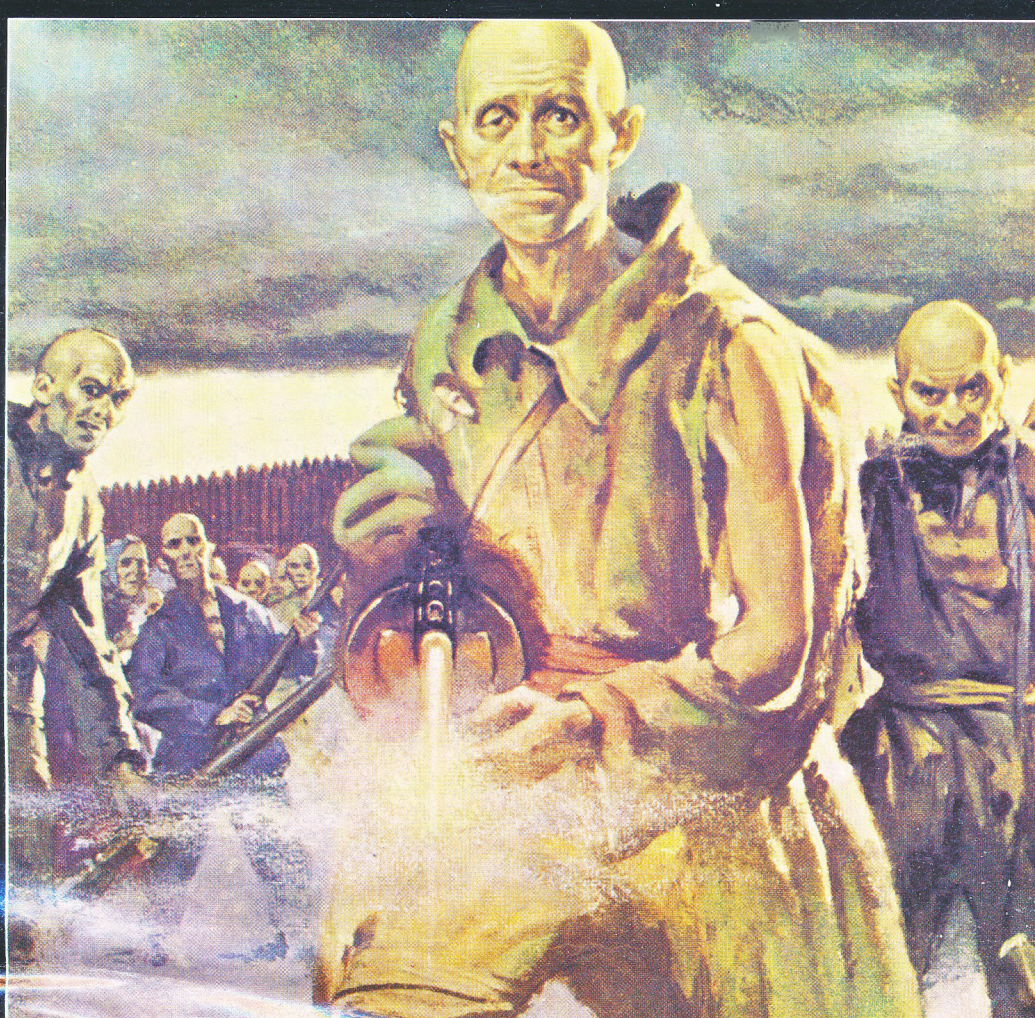
In dieser Auseinandersetzung ist das Land hinter der Freiheitsstatue der Weltpolizist, der den Kreuzzug anführt. An einer Stelle wird es sogar enthüllend ausgesprochen: Nach den ersten Atomschlägen auf amerikanische Städte bricht eruptionsgleich das Begehren nach einem „heiligen Krieg" aus der Nation heraus. Es ist das gleiche Sendungsgefühl, das Eisenhower zu seinem Buchtitel „Kreuzzug in Europa" (1948) inspiriert hatte. Die amerikanischen Werte sind die einzigen, an denen die Welt genesen kann – so war die Grundstimmung der frühen fünfziger Jahre.

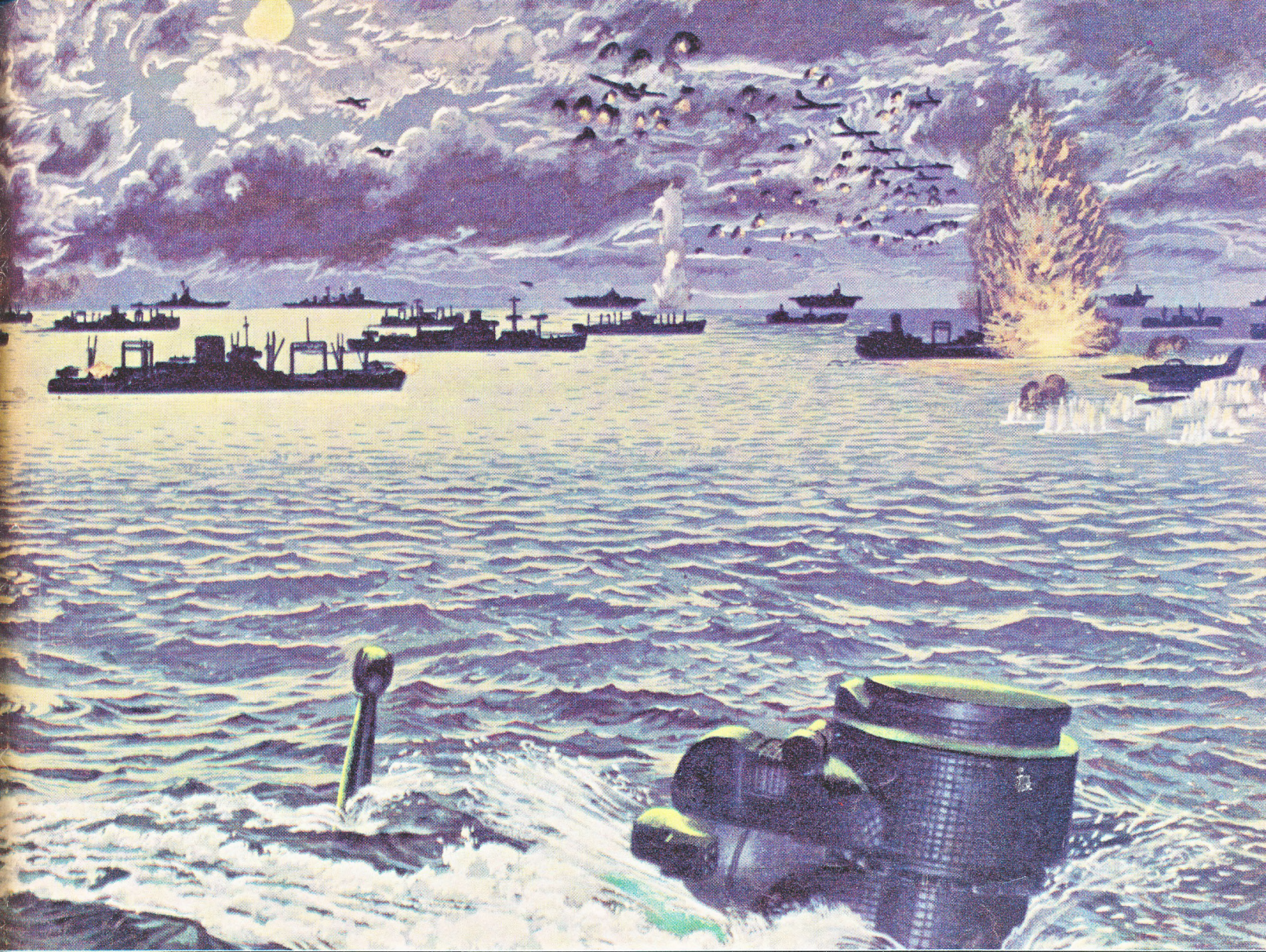
Erstaunt ist der Bewohner der Alten Welt immer wieder über den fröhlichen amerikanischen Glauben, alles berechnen zu können. Das ist der zweite wesentliche Eindruck, den die Lektüre vermittelt. Da gibt es ein schlagendes Parallelbeispiel aus den sechziger Jahren. Auf dem Höhepunkt des Vietnamkrieges befragte Verteidigungsminister McNamara seine Computer im Pentagon wie die antiken Feldherren die Apollopriesterin in Delphi über den Ausgang des Unternehmens. Sämtliche denkbaren Daten und Fakten wurden den Elektronengehirnen eingespeist. Schnell hatten die Roboter die Antwort parat: Sieg der Vereinigten Staaten und Südvietnams. Bei aller Gründlichkeit hatte man nur eins übersehen: die Relativität des eigenen Weltbildes. Die Pächter der Menschheitsideale zwischen New York und Los Angeles hatten nicht einkalkuliert, daß auch der Gegner eine Wertskala besaß, bodenständige Prinzipien, die ihnen höher erschienen als die importierte Colaflaschen-Moral und das Napalm-Evangelium. Sie waren auf ihre Art kaum humaner, aber sie hatten geistige Besitztümer, die im eigenen Lande am Ende mehr galten und größere Resonanz erfuhren. So nahm der Vietnam-Krieg den Ausgang, daß David Goliath schlug . . .

Solche Erinnerungen und Vergleiche stellen sich ein, wenn man den Ablauf des Dritten Weltkrieges bei „Collier's" liest. Die US-eigene Mentalität der Machbarkeit aller Dinge feiert Triumphe. Es muß für den Mit-

arbeiterstab tief befriedigend gewesen sein, das Resultat so exakt berechnen zu können. Ob bei der bedingungslosen Kapitulation Südvietnams nachträglich Bedenken aufgetreten sind?

Ein letztes wäre noch anzufügen: Ist es eine erstrebenswerte Welt, in der sich der Friede wie ein Leichentuch über die verwüstete Erde senkt? Ist das Grauen der atomaren Völkerschlacht nicht allzu leichtherzig vergessen, wenn Marguerite Higgins danach die erste westlich inspirierte russische Modenschau im Moskauer Dynamo-Stadion beschreibt? Dürften wir überhaupt den Mut haben, uns im Zusammenhang mit dem Kampf der Zyklopen ein fröhliches „Danach" auszumalen? Sehr ausgeprägten Sinn für Tragik zeigt das alles nicht, nur einen unerschütterlichen Glauben, die Wahrheit in Pacht zu haben, die einzige Wahrheit, the american way of life. Den Mitteleuropäer, der geschichtlich älter ist und damals, 1951, schon zwei Weltkriege am eigenen Leibe erfahren hatte, beschleicht im Rückblick Beklemmung, wenn er hier in satten Farben den dritten vor Augen hat. Es geht zwar ungeheuer demokratisch zu, aber es sieht zu sehr nach der vollkommenen Demokratie des Friedhofs aus: Alle sind gleich. □





Kampf um die Meere: Sowjetische Torpedobomber und U-Boote greifen einen US-Geleitzug an, dessen Begleitschiffe mit Flakfeuer und Wasserbomben antworten. Derweil schreitet die innere Zersetzung des Stalin-Reiches voran: Sträflinge in den sibirischen Lagern bewaffnen sich und überwältigen ihre Peiniger.
Die Zeichner von „Collier's" durften beim Ausmalen der einzelnen Episoden des Dritten Weltkriegs ihrer Phantasie freien Lauf lassen

Eichmann wird Waldarbeiter

Millionen Juden fuhren auf dem europäischen Schienennetz in den Tod. Die zuverlässige Reichsbahn, von Eichmanns Schreibtisch aus dirigiert, machte es möglich. Als all dies bekannt wurde, saß der leise Technokrat unter falschem Namen in der Lüneburger Heide – als Waldarbeiter. Harald Steffahn zieht Bilanz aus Eichmanns Aussagen vor der israelischen Polizei und schildert seinen Weg nach 1945.

Mehr als dreitausend Seiten zählt das Eichmann-Protokoll. Der autobiographische Teil umfaßt davon nur 315 Blatt (aus denen hier in neun Folgen zitiert worden ist); alles andere sind Befragungen zu Dokumenten und zu zahllosen Einzelheiten – wenn auch in den Antworten Persönliches dauernd wiederkehrt. Schon die 315 Seiten lassen viele Rückschlüsse auf den Menschen Eichmann zu, Versuchen wir, einiges Auffallende festzuhalten und hervorzuheben.

Einer der Hauptmittäter an der Massenvernichtung der europäischen Juden sagt von sich: *„Ich bin nie Antisemit gewesen."* Das Absurde an der Sache ist, daß man ihm das glaubt. Zu begreifen ist der Widerspruch nur, wenn man im Auge behält, daß Adolf Eichmann nie etwas anderes war als ein kleiner Subalternbeamter, ein geborener Befehlsempfänger und Vollstrekker – pedantisch, ergeben und letztlich meinungslos.

Er führte Anweisungen aus, weiter nichts. In diesem Rahmen entwickelte er Aktivität und zuweilen eigene Pläne. Solange die Grundrichtung der NS-Rassenpolitik das „Abschieben" war, solange organisierte der uniformierte Beamte die Auswanderung und stimmte in dem Zeitabschnitt sogar mit den Zielen des Zionismus überein, weil beide das gleiche wollten: Juden nach Palästina bringen. Später entwickelte er mit Feuereifer seinen Madagaskarplan. Als dann die physische Endlösung beschlossen war, wurde der Referatsleiter von IV B 4 im Reichssicherheitshauptamt mit dem Dienstsitz in der Berliner Kurfürstenstraße 116 übergangslos zum Technokraten des Massenmords.

Weder entschied er politisch, noch tötete er eigenhändig. Dienstlich verordnetes Zuschauen bei Liquidationen ließ ihn sogar in den Knien weich werden – wie man es ja auch von Himmler weiß. Eichmann war statt dessen das unentbehrliche Verbindungsstück zwischen den politischen Willenszentren und den Henkern an der Rassenfront. Er stellte buchstäblich die Weichen für die Todestransporte, war verantwortlich für den Fahrplan und den Wagenpark.

Hannah Arendt hat völlig recht, wenn sie es in ihrem vieldiskutierten Buch „Eichmann in Jerusalem" (1964) für „schrecklich und erschreckend normal" war (Arendt) und daß man unschwer viele andere von der gleichen Art finden kann, die in der gleichen Lage das gleiche tun würden – wohingegen der perverse Sadist zum Glück immer eine Ausnahme bleibt. Jede Auseinandersetzung mit den

Um Mord und Selbstmord zu verhindern, war Eichmann stets bewacht und bei der Verhandlung immer in einem kugelsicheren Käfig

unwahrscheinlich hält, daß er unter normalen Zeitverhältnissen je in einem Prozeß als Angeklagter erschienen wäre. Vielmehr wäre er wohl auf irgendeinem bürokratischen Sachgebiet von geringem Entscheidungsspielraum ergraut und nach vierzig Jahren Aktenstaub mit einem Dankschreiben des Staatssekretärs in den verdienten Ruhestand getreten.

Wenn der Ankläger im Eichmann-Prozeß, Gideon Hausner, mit Pathos ausgerufen hat, der Mann dort im kugelsicheren Glaskasten sei ein „perverser Sadist", so konnte keine Charakterisierung verfehlter sein. Das Irritierende und im Grunde viel Beunruhigendere ist ja, daß Eichmann

Naziverbrechen muß mit dem Tatbestand fertig werden, daß Ungezählte an größeren und kleineren Schalthebeln der Ausrottungspolitik gesessen haben und dennoch von sich behaupten wie Eichmann: *„An meinen Händen klebt kein Blut."*

Eichmann ist keine Individualität, sondern ein Typus. Er kam als etwas Neues in die Weltanschauungskämpfe und die Kriminalgeschichte. Es ist der Schreibtischtäter, der seine Opfer selten oder überhaupt nicht sieht und nur noch per Fernschreiber zum Mörder wird: von acht bis fünf im Büro, mit Mittagspause. Briefe, Telephonate, Aktenschränke, Kollegen, die das gleiche tun – das ist die Welt, in der das Verbrechen technisiert worden ist, zur technischen Routine wurde. Von der „Banalität des Bösen" hat daher Hannah Arendt auch zutreffend gesprochen.

Eichmann war nur eine geölte Vollzugsmaschine. Daß er es in der SS-Hierarchie bis zum Obersturmbannführer (= Oberstleutnant) gebracht hat, war reine Dekoration und entsprach nie dem Kompetenzumfang, den der Rang vermuten läßt. Im Heer führte ein Oberstleutnant immerhin vielfach schon ein Regiment. Eichmann führte nur Eisenbahnwaggons. Darin saßen dann freilich nicht nur ein, sondern Tausende Regimenter im Laufe der Zeit. Nur waren es leider Juden, wie Vieh zu den Schlachthöfen transportiert.

Wurde der Referatsleiter wirklich einmal zu maßgeblichen Beschlußgremien hinzugezogen – wie zur Wannseekonferenz im Januar 1942 – dann zeigt sich noch in der Schilderung nach 18 Jahren der ganze Eichmann von einst: Er sei zum erstenmal im Leben auf einer Konferenz gewesen, *„an der derart hohe Funktionäre wie Staatssekretäre teilnahmen."* Am liebsten hätte er noch jetzt, 1960, nachträglich eine Verbeugung gemacht. So gesehen, müssen Leute wie Heydrich, Himmler und gar Hitler für den Gestapo-Mann geradezu in umwölkten Götterzonen gewohnt haben.

Er blieb immer der dienstbare, devote Untertan, der sogar den israelischen Vernehmungsoffizier, Hauptmann Less, noch in der dritten Person anredet (*„wenn es Herrn Hauptmann recht ist"*), obwohl Eichmann ja vergleichsweise höherrangig gewesen war.

Nur die moderne Technik bewirkte, daß ein Mensch so bescheidenen Zuschnitts überdimensionale Wirkungen ausüben konnte, ohne daß Macht oder Kraft dahinter stand. Er war wie ein Flaschenzug in der Mechanik der Politik. Daß die Israelis das kleine Rädchen im Räderwerk des Völkermords zum Riesenrad hochstilisierten, war, historisch gesehen, unangemessen. Unter allen

namhaft zu machenden Aktivisten des Vernichtungsprogramms hatte Eichmann den geringsten Stellenwert. Da aber die eigentlichen Strategen Hitler, Göring, Himmler, Heydrich und Goebbels freiwillig oder unfreiwillig gestorben waren, hielt man sich an diesen als die Symbolfigur des furchtbaren Geschehens.

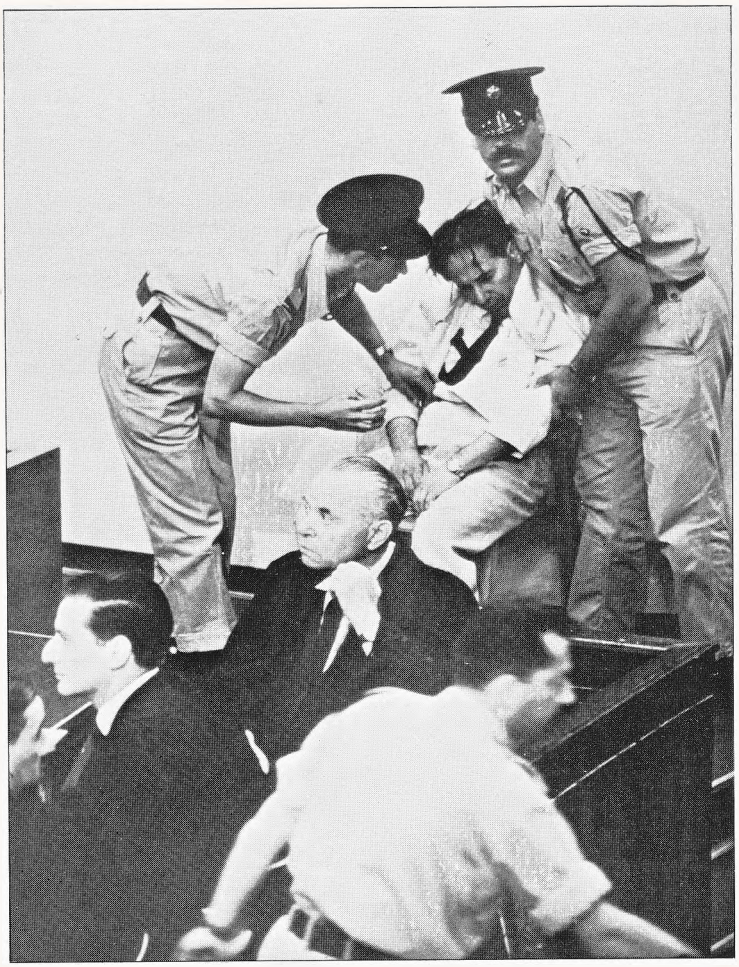
Das Sinnbildhafte des Vorgangs geht wohl am klarsten aus Ben Gurions Worten im Mai 1960 vor der Knesseth hervor, nachdem Eichmann aus Argentinien entführt worden war:

„Es bedeutet vielleicht den ersten Akt historischer Gerechtigkeit in der Geschichte der Menschheit, daß eine von vielen Feinden eingeschlossene kleine Nation in der Lage ist, auf ihrem Hoheitsgebiet einen ihrer Feinde abzuurteilen."

Wir haben vorgegriffen. Zur Beurteilung der Vernehmungsprotokolle gehört noch die zusammenfassende Feststellung, daß ihr Wert als zeitgeschichtliche Quelle vor allem in dem geistigen Klima liegt und im psychologischen Drumherum: Was ist das für ein Mensch, der Vollzugsmeldungen über astronomische Ziffern „evakuierter" Juden mit einem ihm klar bewußten Endziel nach oben weitergibt und dann noch sagt: *„Ich habe mit der Tötung der Juden nichts zu tun"?* Ist das Schizophrenie oder logische Folge seiner Tätigkeit? Wahrscheinlich war Eichmann nie auch nur in Ansätzen ein gespaltener Mensch. Ihm hat nur zur Zeit der Tatausübung weithin das Unrechtsbewußtsein gefehlt: gerade weil alles so geordnet, sauber, so unblutig vom Schreibtisch geregelt wurde und obendrein durch höhere Befehle gedeckt war.

Fünfzehn Jahre später sieht er sich durchaus als mitschuldig an. Die zitierten Unschuldsfloskeln haben sich nur noch als geistiger Restbestand aus der Vergangenheit erhalten: Schreibtischtäter - Mentalität, tiefgefroren.

Als Dokument zum Belegen exakter Geschehenisse sind die Vernehmungsprotokolle



Der israelische Schriftsteller Jechiel Dinur brach während seiner Aussage, von Erinnerungen überwältigt, ohnmächtig zusammen

dagegen von zweifelhafter Güte, weil es darin von Irrtümern und Gedächtnislücken wimmelt. Eine einzige Aussage spricht Bände: Als Eichmann aufgefordert wird, über seine Tätigkeit während des Rußlandfeldzuges zu sprechen, fängt er so an:

„Im Juni, glaub ich, war Kriegsbeginn, Juni oder Juli; sagen wir: Juli war der Kriegsbeginn."

Wem das Erinnerungsvermögen nach neunzehn Jahren solche Streiche spielt, dessen Aussagen sind auch an anderen Stellen nicht unüberprüft hinzunehmen. Ja, mitunter ist nicht einmal dort Ergiebiges zu hören, wo man es wegen seiner Schlüsselrolle am ehesten erwarten sollte. Der spektakulärste Bestandteil seiner Ungarn-Mission, wo er die Deportationen direkt von Budapest aus überwachte, war das (nicht zustande gekommene) Tauschgeschäft „Juden gegen Lastwagen". In den eigenen Ausführungen bleibt die brisante Sache so ungreifbar, als wollte man Wasser in den Händen halten; nichts läßt sich mehr fassen. Dabei war er ja zu allen Aussagen vollauf bereit. Sigmund Freud hätte hier wohl einen Musterfall von Verdrängung gesehen.

Zum äußeren Eindruck der Aussagen sollte noch angefügt werden, daß es eine Qual ist, Eichmann im Original zu lesen. Selten bekommt er einen Satz ohne mehrfache Anläufe zuende. Er unterbricht sich, schweift ab, verhaspelt sich, kriegt den Anschluß nicht mehr. Griffe man nicht glättend in das verworrene Satzgebilde ein – es wäre alles unlesbar. Ein Beispiel nur von vielen:

„Das war, glaube ich, 1942. Aber da müßte ich nochmals – ich bin jetzt in Eile, weil ich sehe, daß Herr Hauptmann hier auf das Band sieht – müßte ich nochmal sehr nachdenken, nämlich, ob es 42 oder 43 war, das weiß ich nicht, aber dies sind meine Angaben, ob 42 oder 43, sind in diesem Fall sehr unklar, weil, hier müßte doch eine genauere Zahl, ein genaueres Jahr festgestellt werden. Das ist aber sicherlich irgendwo auch zu bekommen, diese Tatsachen."

Der erinnerungsgetrübte Obersturmbannführer hatte das Kriegsende in Alt-Aussee in der Steiermark erlebt. Seine letzte Tat im Dritten Reich war von echtem Behördengeist, noch im Chaos uneigennützig und pflichtbewußt. Er übergab dem Regierungsrat Hunsche eine kleine Kassette mit Papiergeld und Goldmünzen, *„weil ich mir sagte, das ist ein höherer Beamter, der diesen Geldbetrag ordentlich verwalten wird . . ., denn immer noch dachte ich daran, daß man das einmal verrechnen muß."*

Obwohl Eichmann die vom Gestapochef Müller angebotenen *„lächerlichen Falschpapiere, die in mir einen Ekel erregten"*, abgelehnt hatte, nutzte er doch die Chance unterzutauchen, als er sah, daß die Amerikaner ihn offensichtlich nicht auf ihrer Fahndungsliste hatten. In einem Gefangenenlager für SS-Leute wurde Eichmann trotz mehrfacher Verhöre von ihnen nicht erkannt. Auch dies ein Beweis seiner damals geringen Wichtigkeit für die alliierten Nazijäger, die ansonsten längst „auf den Mann dressiert" waren und jede Gesichtsfalte der Prominenz auswendig kannten.

Eichmann, Mordgehilfe im Millionenmaßstab, flüchtete mit Unterstützung von Gesinnungsgenossen aus dem Lager und brachte es fertig, vier Jahre lang als Waldarbeiter in der Lüneburger Heide zu leben. Sein Pseudonym: Otto Heninger. Weil er nie in der Öffenlichkeit aufgetreten war, erregte sein Gesicht keinen Verdacht. Sein Name aber wurde in allen Kriegsverbrecher-Prozessen genannt. Ungeheuerliche Dinge drangen ins Bewußtsein des Volkes. Eichmann wurde zum Begriff. Unerkannt lebte er mitten unter uns.

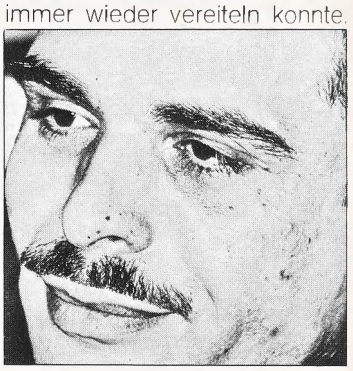
Fortsetzung S. 490

LEXIKON
DER BEWAFFNETEN KONFLIKTE SEIT 1945

Hué, Stadt im nördlichen Süd-Vietnam, im Frühjahr 1975 rund 200 000 Einwohner, Sitz eines katholischen Erzbischofs, Universität. Berühmte Zitadelle mit Tempeln und altem Kaiserpalast. Im Frühjahr 1968 während der Tet-Offensive stark zerstört. Am 26. 3. 1975 fiel die Kaiserstadt endgültig in die Hände des Vietcong.

Husak, Gustav, tschechoslowak. Politiker, * 10. 1. 1913 in Dubrowka bei Bratislawa. Nach 1945 als KP-Mitglied im slowakischen Nationalrat und in der tschechoslowak. Nationalversammlung. 1951 aus der Partei ausgeschlossen, eingesperrt und im April 54 zu lebenslanger Haft verurteilt. 10. 5. 60 begnadigt und entlassen, August 63 rehabilitiert und in die KP wieder aufgenommen. 8. 4. 68 stellvertretender Ministerpräsident in der Regierung Cernik. Während des „Prager Frühlings" sehr zurückhaltend. Nach dem Einmarsch der Sowjets befürwortete H. eine Politik des „Realismus" sowie der Freundschaft mit der UdSSR. 17. 4. 69 Nachfolger ↑ Dubčeks als Erster Sekretär der tschechoslow. KP. H. versuchte, die Beziehungen zur UdSSR zu verbessern. Er ersetzte die „Reformer" in den Parteigremien durch „Realisten". Mai 75 zusätzlich Staatspräsident der ČSSR.

Hussein II., König von Jordanien (11. 8. 1952), *14. 11. 1935 in Amman. Entließ 1956 ↑ Glubb Pascha und entmachtete im Jahr darauf die linksgerichtete Regierung seines Landes; seitdem faktisch absoluter Herrscher. Gegensatz zu Nasser, in dessen Kriegsabenteuer er sich 1967 dennoch einließ. Nach der Niederlage und dem Verlust des westjordanischen Gebiets an Israel Abwendung von der arab. Front und Kampf gegen die radikalen Palästinenser-Organisationen, deren Putschversuche er immer wieder vereiteln konnte.



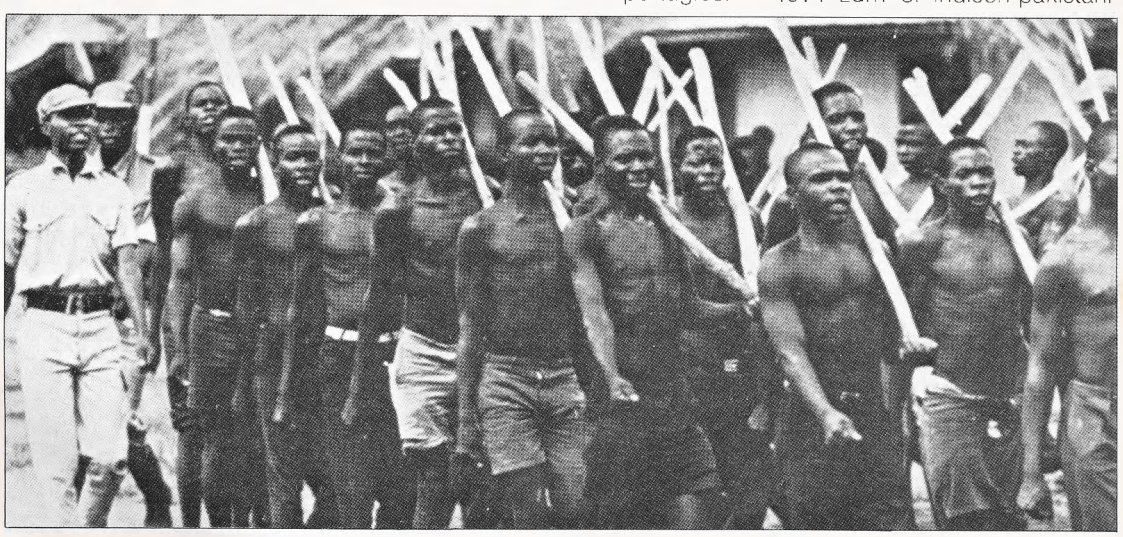
Hussein II. von Jordanien

I

Ibo, Sudannegerstamm im östlichen Teil von ↑ Nigeria, etwa 7 Millionen Menschen, meist Christen. Aufgrund ihrer Tüchtigkeit und ihres Bildungsniveaus erlangten sie im öffentlichen Leben und in der Wirtschaft des Landes großen Einfluß. Am Militärputsch des Generals Ironsi waren in erster Linie Ibo-Offiziere beteiligt. Der Gegenputsch von Oberst Gowon im Juli 1966 bildete den Auftakt zu einem blutigen Verfolgungsfeldzug des Haussa-Volkes gegen die Ibo. Tausende wurden ermordet, Hunderttausende flohen in die Ostregion Nigerias, die sich im Mai 1967 als ↑ Biafra für unabhängig erklärte.

Inchon, westkoreanische Hafenstadt. Hier landete am 15. 9. 1950, als die 8. US-Armee und die Reste der südkoreanischen Streitkräfte im ↑ Pusan-Brückenkopf im Süden von den Nordkoreanern umfaßt worden waren, das X. US-Korps (Generalleutnant Edward M. Almond) unterstützt durch die Joint Task Force 7 (Vizeadmiral Arthur D. Struble) mit 6 Flugzeugträgern, 7 Kreuzern, 34 Zerstörern und vielen kleineren Schiffen. Bis zum Abend des 18. 9. waren 25 606 Soldaten, 4 547 Fahrzeuge und 14 166 t Material an Land gesetzt. Am folgenden Tag erreichten die US-Verbände den Han-Fluß südlich Seoul nach Kämpfen mit Teilen der nordkorean. Divisionen 9 und 18. Vom 21. bis 26. 9. wurde die von der 25. Brigade (Generalmajor Wol Ki Chan) und dem unabhängigen Schützen-Regiment 78 verteidigte südkoreanische Hauptstadt Seoul vom X. US-Korps erobert. Die UNO-Truppen verloren rund 3 500 Mann (tot, verwundet, vermißt). Sie nahmen 7 000 Nordkoreaner gefangen und meldeten 14 000 Tote des Gegners. Die Landungsoperation weit hinter der Hauptfront der Nordkoreaner und der sich daran anschließende Ausbruch der 8. US-Armee aus dem Pusan-Brückenkopf führte dann rasch zum Zusammenbruch der nordkoreanischen Invasionstruppen und zum Rückzug nach Norden.

Indien, Republik in Südasien. 3 270 000 qkm, 588 Mio. Einwohner, Hauptstadt: Neu-Delhi. 15. 8. 1947 Unabhängigkeit als Dominion unter der britischen Krone. 26. 1. 50 Republik, jedoch weiterhin im Commonwealth. Die halbautonomen indischen Fürstenstaaten ließen sich z. T. erst unter starkem Druck der Unionsregierung in den neuen Staat eingliedern. Im September 1948 besetzte die Armee in einer „Polizeiaktion" das Gebiet des Nizzam von Haiderabad. Um das Königreich ↑ Kaschmir kam es zum 1. indisch-pakistanischen Krieg. Unter Ministerpräsident Jawaharlal Nehru entwickelte sich Indien zu einem der führenden Länder der sog. blockfreien Staaten. Große innenpolitische Probleme: Übervölkerung, Nahrungsmittelmangel, unterdurchschnittlicher Bildungsstand, fehlende Industrie und Separationsbestrebungen einzelner Volksgruppen. 26. 1. 57 Eingliederung der besetzten Hälfte von Kaschmir in die Indische Union unter Mißachtung der Resolution des UNO-Sicherheitsrates. Nach erfolglosen Verhandlungen besetzten indische Truppen im Dezember 61 die portugiesischen Enklaven Goa, Damao und Diu. Ende 62 an der indischen Nordgrenze kriegerische Auseinandersetzungen mit chinesischen Truppen, bei denen die indische Armee harte Schläge einstecken mußte. Partisanentätigkeit in Kaschmir und Streit um die Salzwüste im Rann von Kutch (Sind) führten 1965 zum 2. indisch-pakistanischen Krieg. Er wurde am 10. 1. 66 in der Konferenz von Taschkent durch sowjetische Vermittlung beigelegt. Unmittelbar nach der Unterzeichnung starb am 11. 1. 66 in Taschkent der indische Ministerpräsident Lal Bahadur Shastri. Nachfolgerin Frau Indira Gandhi (Kongreßpartei). Die Unterstützung der Unabhängigkeitsbestrebungen Ostpakistans (Bangla Desh) und die Aufnahme von rund 10 Mio. Flüchtlingen führten 1971 zum 3. indisch-pakistani-



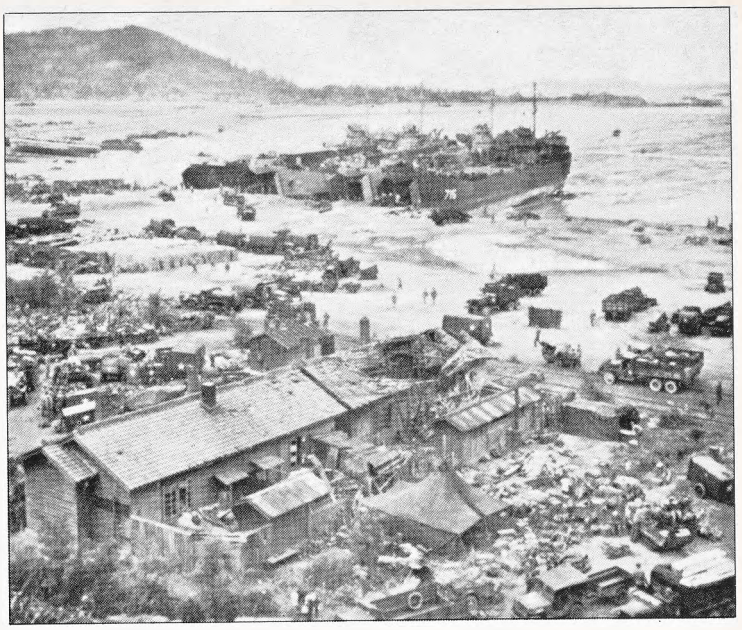
Ibo: Gegen Nigerias Verfolgungspolitik sah der Stamm nur einen Ausweg: Gründung eines eigenen Staates Biafra. Daß dies Kampf bedeuten würde, wußte man. Alle Männer mußten zum Wehrdienst

schen Krieg, der mit der völligen Niederlage Pakistans endete. Am 9. 4. 75 entwaffneten indische Truppen die Palastwache des Königs von Sikkim und stellten ihn unter Hausarrest. Sikkim wurde nach Volksabstimmung vom 14. 4. 75 Bestandteil der Indischen Union. Am 26. 6. 75 wurde über ganz Indien der Ausnahmezustand vehängt und die Pressezensur eingeführt. Über 700 Politiker der Opposition wurden verhaftet. Indira Gandhi, der illegale Wahlkampfpraktiken vorgeworfen worden waren, begründete diese Maßnahmen mit „Verhinderung einer Gefährdung der öffentlichen Ordnung". Auf dem Parteitag der Kongreßpartei wurde am 1. 1. 76 die Aufrechterhaltung des Ausnahmezustandes für eine unbefristete Zeit gebilligt, ebenso eine Verschiebung der fälligen Unterhauswahlen und eine Einschränkung der Unabhängigkeit der Justiz.

Indisch-chinesischer Krieg, militärische Auseinandersetzung an der indischen Nordgrenze Ende 1962. Am 11. 4. 62 forderte Indien den Abzug der chinesischen Truppen vom Territorium der Indischen Union (seit 21. 8. 59 im Himalaya-Gebiet). Nach Notenwechsel erklärte sich Indien am 19. 9. 62 bereit zu Verhandlungen mit China, die am 15. 10. 62 in Peking stattfinden sollten. Am 10. 10. 62 gab der indische Ministerpräsident Nehru jedoch den indischen Truppen den Befehl, das Grenzgebiet von chinesischen Verbänden zu säubern. Schon ab 20. 10. setzten die Chinesen auch Panzer ein und eroberten am 25. 10. die strategisch wichtige Stadt Tawang. Daraufhin Waffenhilfe der USA für Indien. Indien lehnte chinesische Waffenstillstandsbedingungen ab und verhaftete am 7. 11. führende prochinesische Mitglieder der KPI. Inzwischen verschlechterte sich die Lage an der Front weiter. Am 18. 11. fiel die Stadt Walong und am 19. 11. eroberten die Chinesen den wichtigen Sela-Paß in Assam. Nach Notenwechseln und Vermittlung durch die Großmächte begann China dann am 1. 12. 62 mit dem Rückzug um 20 km hinter die Demarkationslinie vom 7. 11. 1959, behielt damit aber die früher besetzten Gebiete.

De facto Diktatorin: Indira Gandhi (auf Demonstrationsplakat)

3. Indisch-pakistanischer Krieg: Nach dem Sieg ermorden indische Soldaten einen Pakistani. Die Menge schaut mitleidlos zu



Inchon: Landung geglückt. Nachschubgüter werden ausgeladen

1. Indisch-pakistanischer Krieg
↑ Kaschmir.

2. Indisch-pakistanischer Krieg, militärischer Konflikt um Kaschmir. Partisanentätigkeit in Kaschmir und Streit um die Demarkationslinie im Rann von Kutch (Sind) führten ab 24. 4. 62 zu ernsten Grenzzwischenfällen, bei denen Inder und Pakistani Artillerie und Panzer einsetzen. Am 30. 6. wurde in Neu-Delhi zwar ein Waffenstillstand abgeschlossen und der Zustand in dem umstrittenen Gebiet am 1. 1. 65 wiederhergestellt, doch bereits am 26. 8. 65 überschritten indische Truppen die Waffenstillstandslinien an mehreren Stellen, um Stützpunkte für Eindringlinge aus Pakistan auszuheben. Pakistanische Verbände drangen daraufhin in den Raum von Chamb Jaurian vor. Eine indische Offensive in Richtung auf Lahore ab 6. 9. 65 führte zu schweren Kämpfen, zwei Tage später griffen die Inder auch im Südteil der Grenze in Richtung Haiderarabad an. Ab 11. 9. entbrannten im Raum von Sialkot heftige Panzergefechte, bei denen beide Seiten einen großen Teil ihrer Panzer einbüßten. Der dreiwöchige Krieg führte auf beiden Seiten zur weitgehenden Erschöpfung der Munitionsvorräte und zu starker Reduzierung des vorhandenen Kriegsmaterials. Am 23. 9. wurde entsprechend einer im Sicherheitsrat der UN erzielten Übereinkunft eine Feuereinstellung erreicht. Am 10. 1. 66 kam es durch sowjetische Vermittlung in Taschkent zu einer Einigung der Regierungschefs von Indien und Pakistan.

3. Indisch-pakistanischer Krieg, militärischer Konflikt um Ostpakistan. Die Verzögerung des Zusammentretens der neuen Nationalversammlung in Ostpakistan nach Erringung der absoluten Mehrheit durch die für eine Trennung von Westpakistan kämpfende Awami-Liga des Sheiks Mujibur Rahman, führte Anfang 1971 zu blutigen Unruhen. Nachdem der pakistanische Präsident Yahya Khan Mitte März 71 in Dacca keine Einigung mit Mujibur Rahman erzielen konnte, gab er den Befehl, den Aufstand mit Waffengewalt niederzuschlagen. In der Nacht zum 26. 3. wurde Mujibur verhaftet, worauf bengalische Truppenteile meuterten und in Chittagong die Republik Bangla Desh ausriefen. Trotz heftigen Widerstandes von Freischärlern und meuternden Truppen gelang es den aus Westpakistanis bestehenden Divisionen 9, 14 und 16, den Aufstand mit großer Härte unter schweren Verlusten auf beiden Seiten niederzuschlagen. Nach indischen Angaben flohen rund 10 Mio. Menschen nach Indien. Mit drei Korps (II., XXXIII. und IV.) mit insgesamt 3 Panzerregimentern, 3 Brigaden und 6 Divisionen griffen die Inder ab 4. 12. an und eroberten Bangla Desh. Am 14. 12. drangen die Inder in Dacca ein, das am 16. 12. kapitulieren mußte. Im Westen hatte Indien die Korps XV, I und XI aufgebo-

pro Platte 12,80

PLATTE **12**

PLATTE **13**

Das Dritte Reich in Tondokumenten

DER NÜRNBERGER PROZESS

Originalaufnahmen aus dem Gerichtssaal

Vor 30 Jahren wurden in Nürnberg die Urteile gesprochen. Recht oder Rache? In atemberaubender Unmittelbarkeit lassen Sie unsere beiden Schallplatten-Neuerscheinungen an den dramatischen Verhandlungstagen teilnehmen. Erleben Sie die Auftritte der einstmals mächtigsten Männer des Dritten Reiches. Was Sie zu sagen haben, zählt zu den erregendsten Dokumenten der Weltgeschichte.

Bisher sind erschienen:

SERIE:

Ein Volk, ein Reich, ein Führer

Die erregendsten Ereignisse der Jahre 1933–1945. Packender, authentischer läßt sich Geschichte nicht erleben.

PLATTE **1** **Ein Volk, ein Reich, ein Führer 1933–1938**
Deutschland erwacht · Der Reichstag brennt · Deutsch ist die Saar · KdF – der Sonne entgegen · Olympische Spiele · Legion Condor

PLATTE **2** **Der Schritt über die Grenzen 1938–1941**
Anschluß Österreich · Sudetenkrise · Griff nach Prag · Blitzkrieg gegen Polen · Sieg im Westen · Schlacht um England

PLATTE **3** **Tief im Feindesland 1942–1943**
Dreimächtepakt · Blitzkrieg nach Osten · Vor Moskau und Leningrad · Die Winterkatastrophe · Pearl Harbor · Wunschkonzert der Wehrmacht

PLATTE **4** **Der totale Krieg 1943–1945**
Kampf um Stalingrad · Lebensraum im Osten · Bombenkrieg · 25 Jahre UFA · Die Invasion · Der 20. Juli · Volkssturm · Das Ende

SERIE:

HITLER SPRICHT

Originalaufzeichnungen der spektakulärsten Veranstaltungen im Dritten Reich im thematischen Gesamtzusammenhang.

PLATTE **5** **„Gebt mir vier Jahre Zeit"**
Erste öffentliche Rede Hitlers als Reichskanzler. Kundgebung im Sportpalast am 10.2.1933. Einl. Reportage: Joseph Goebbels

PLATTE **6** **„Meine Herren, Ihre Stunde hat geschlagen"**
Reichstagsdebatte über das Ermächtigungsgesetz am 23. März 1933. Rededuell Wels (SPD)/Hitler.

PLATTE **7** **„Dieser Gegner wird sich nie mehr erheben"**
Kundgebung im Berliner Sportpalast am 3.10.1941. Begrüßung: Joseph Goebbels

PLATTE **8** **„Ich höre grundsätzlich erst 5 Minuten nach 12 auf"**
Erinnerungsfeier an den Marsch zur Feldherrnhalle. Kundgebung im Löwenbräukeller am 8.11.1942.

MARSCHMUSIK IM III. REICH

PLATTE **9** **„Marschmusik im III. Reich"**
Denn wir fahren gegen Engelland – Von Finnland bis zum Schwarzen Meer – Badenweiler – „Legion Condor" – Erika – Über Land und Meere für Deutschlands Ehre – Kamerad, wir marschieren im Westen – Jagdgeschwader Richthofen – Flieger empor – Siegfriedlinie – Es ist so schön, Soldat zu sein – Egerländer

SERIE:

GOEBBELS SPRICHT

Der Meister der Durchhalteparolen in zwei seiner raffiniertesten Propagandareden.

PLATTE **10** **„Wollt ihr den totalen Krieg?"**
Kundgebung im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943. Teil 1

PLATTE **11** **„Wollt ihr den totalen Krieg?"**
Kundgebung im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943. Teil 2
„Unser Hitler" Rundfunkansprache zu Hitlers 56. Geburtstag vom 19.4.1945.

COUPON

Ich bitte um porto- und verpackungsfreie Lieferung der angekreuzten Platten zum Preis von je DM 12,80.

1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12/13

Den Gesamtbetrag von

DM _____

☐ *habe ich auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 1661 25-205 (Jahr-Verlag KG) überwiesen*
☐ *zahle ich mit beigefügtem Verrechnungsscheck*
☐ *zahle ich per Nachnahme (nur im Inland möglich)*

Name _____

Straße _____

Ort/Plz. _____

519

Jahr-Verlag KG
Postfach 10 33 46
2000 Hamburg 1